This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

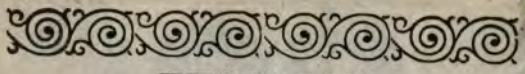
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ferdinand Dorn

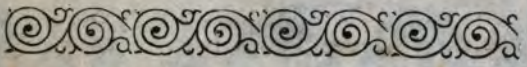
GIFT



EX LIBRIS

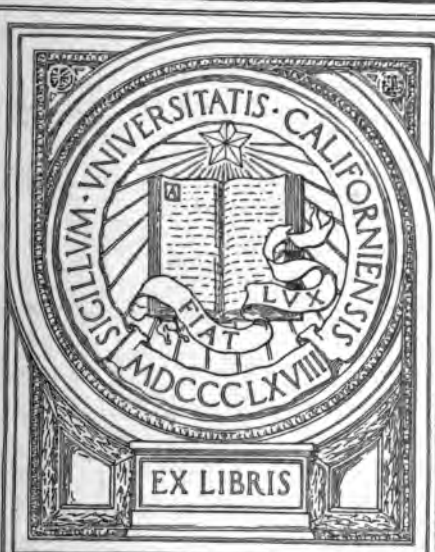
"Wer't mag, de mag't;
Un wer't nich mag,
De mag't jo woll nich mägen."

HUGO DUVENECK.



GIFT OF

Barbara Baker



Hugo Duvenec.

Ferdinand Dorn

ein Pionier des deutschen Handels in Ostasien.

Von seinem Zeitgenossen

Julius Richter.

Zehntes Tausend.

Hermann Seippel
Hamburg 1905.

HF3568
E2R5

GIFT
Barbara Baker

Druck von H. W. Köbner & Co. in Altona.

UNIV OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Ein Dankeszoll

an die Hamburger Turnerschaft von 1816

M177009

Vorwort.

Die Knaben- und Jünglingsjahre verlebte der Held dieser Erzählung, Ferdinand Dorn, in seiner Vaterstadt Hamburg während des bedeutsamen Zeitabschnittes zwischen dem großen Brande 1842 und der Einführung der neuen Verfassung 1859. Sein Werdegang stand unter dem Einflusse des Ringens der deutschen Volksseele vor und nach dem Völkerfrühling von 1848. Die Schiffbrüchigen aus den geistigen Stürmen jener Zeit fanden in der freien Hansestadt einen letzten Zufluchtsort auf deutscher Erde.

Die Zerfahrenheit der politischen Zustände mußte bei Alt und Jung den Drang nach einer Sammlung der Volkskraft wachhalten, deren man sich wohl bewußt war. Fern von jeder Sentimentalität bewahrte die Bevölkerung in allen Nöten der Zeit die zähe Tatkraft des niedersächsischen Stammes, gewürzt durch kernigen Humor, dessen Entfaltung durch die individuelle Freiheit in der kleinen Republik gefördert ward.

Blankenese, im Sommer 1905.

Erſter Abſchnitt.

Die Vaterſtadt 1842—1859.

Allezeit deutſch.

Treu und Glauben
soll niemand rauben.

Es ist leichter, eine Pyramide aufzubauen, als ein dauerndes Gemeinwesen zu schaffen. Hamburg darf zurückblicken auf eine über sechshundertjährige Selbständigkeit, nur unterbrochen durch die französische Okkupation 1809 bis 1813. Der Kitt, welcher das Staatsgebäude zusammenhält, besteht aus Bürgerblut, Eisen und Gold, gehärtet im Feuer heißer Kämpfe. Der Bau hat den Bestand der meisten europäischen Staatengebilde überdauert. Ehre sei dem Andenken unserer Vorväter für die Pflege des Bürgersinnes durch die gesetzliche Bestimmung, wonach kein Bürger das höchste Ehrenamt bekleiden und die Regierungsgewalt im Senat ausüben darf, welcher Adelstitel, Orden oder dergleichen besitzt oder annimmt.*)

*) Es geschah in den 1880er Jahren, daß ein in den Ruhestand getretener Senator einen hohen russischen Orden bekam und annahm. Sein Name wurde aus der Liste der Senatoren gestrichen und sein Ruhegehalt gesperrt.

Noch galt als Grundlage des Gemeinwesens der Rezeß von 1712, beruhend auf einem Vergleich, vereinbart nach vielen Zwistigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft und unter dem Druck der Vermittelung einer wegen der Unruhen hierher gesandten Kaiserlichen Kommission. „Ein hochedler Rath" bestand aus 28 Mitgliedern, ergänzte sich selbst und wählte aus seiner Mitte auf Lebenszeit vier Bürgermeister mit dem Prädikat „Magnificenz." Die rechtsgelehrten Senatoren hatten Anspruch auf den Titel „Hochweisheit," die kaufmännischen auf „Wohlweisheit." In der Amtstracht spiegelt sich noch heute das Bild der Kleidung eines vornehmen Bürgers aus der Zeit Karl V.

Zur Ueberwachung der gesetzmäßigen Handhabung der Regierung durch den Rat war das Kollegium der „Oberalten" aus der Bürgerschaft bestellt. Diese setzte sich zusammen aus allen Bürgern, welche ein Haus (Erbe) besaßen, das nicht überschuldet sein durfte. Daher der Name: „erbgesessene Bürgerschaft." Für alle Verwaltungszweige deputierte sie Ausschüsse, welche unter dem Vorsitz eines Ratsherrn arbeiteten. Alle Ehrenämter waren unbesoldet, mit Ausnahme der Ratsherren und der Oberalten.

Nur langsam vernarbten die Wunden, welche der große Brand 1842 dem Gemeinwesen geschlagen hatte. Durch Liebesgaben von nah und fern war die erste Schreckenszeit überwunden. Man ist dessen stets eingedenk

geblieben. Noch heute fließen die Gaben besonders reichlich, wenn es gilt, fremdes Brandunglück zu mildern.

Die Kalamität der Insolvenz der privaten Brandversicherungs-Association ward durch den Beschluß der Mitbürger gemildert, in ihre Verpflichtungen einzutreten. Der hanseatische Unternehmungsgeist war tief gebeugt, aber nicht geknickt. Doch schwer lastete und lange die Hamburger Feuerkassen-Anleihe von 1842 und die zur Ergänzung notwendig gewordene Hamburger Prämien-Anleihe von 1846 (eine andere war nicht unterzubringen) auf dem Säckel der Steuerzahler. Erst fünfzehn Jahre später schlossen sich die letzten Lücken in dem neuen Bebauungsplan. In verjüngter Gestalt erstand die Stadt aus den Trümmern zu neuer Blüte.

Da traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein neuer Schlag die Kaufmannschaft. Er drohte dem hamburgischen Handel Vernichtung. Einige nordische Handlungshäuser, welche ihren Landsleuten in ausgedehntem Maße Blanko-Acceptkredite eingeräumt hatten, sahen sich im Oktober 1856 mangels Deckung gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen. Sie rissen in ihrem Fall andere mit sich. Das Mißtrauen griff um sich wie eine Seuche. Tag auf Tag folgten neue Fallimente, Jeder, der Accepte über seine Mittel geleistet hatte, wurde mit ins Verderben gezogen. Manche, obwohl ganz solvent, verloren den Kopf.

Wieder galt es neu aufzubauen. Mit vereinten Kräften ward der Garantie-Diskonto-Verein errichtet, der die Wechsel durch sein Indossament verbürgte. Das Vertrauen kehrte zurück und die zurückgehaltenen Gelder kamen wieder in den Verkehr. 1859 konnte der Verein seine Tätigkeit einstellen und die Garantiesummen annähernd zu voll zurückzahlen.*)

Der deutsche Bund lag ohnmächtig in Banden wie ein umstrickter Riese. Jedes einzelne Mitglied erfüllte nur widerwillig die Bundespflichten, denen es sich nicht entziehen konnte, und verfolgte seine eigenen Ziele. Kam wirklich einmal ein Initiativantrag von seiten einer der führenden Mächte, Oesterreich oder Preußen, so trieb man Schaukelpolitik, worin man durch französische und englische Intriguen bestärkt wurde. So kam es, daß der Völkerfrühling von 1848/49 die Hoffnungen des deutschen Volkes abermals auf das bitterste enttäuschte. Die Reaktion blieb nicht aus. Sie trieb tausende der edelsten Kämpfer für die Volksrechte in das Ausland und spielte die Führerschaft in Europa für Jahrzehnte einem französischen Abenteurer in die Hände.

*) Es wurde erzählt, daß gelegentlich der Subskription zum Garantiefonds ein Privatgelehrter, seines Glaubens ein portugiesischer Jude, sich bei einem der Komitee-Mitglieder anmelden ließ und einen namhaften Betrag zeichnete, aber um Geheimhaltung seines Namens bat. Nach der Einzahlung befragt, ließ er durch einen Diener den unterschriebenen Betrag in alten Portugalösern auf den Tisch zählen, welche sich seit Jahrhunderten im Besitz der Familie fortgeerbt hatten.

Ein günstiger Stern schien anfangs über der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins gegen die dänische Herrschaft zu leuchten. Allein die ersehnte Hülfe blieb aus, und das kleine Häuflein erlag der Übermacht. Die Bundesexekution kam zu spät und nahm nach der Schlacht bei Idstedt 1851 ein klägliches Ende. Tag und Nacht wurde die Altona-Kieler Bahn belagert, die erst kürzlich eröffnet war. Man hoffte noch immer auf eine günstige Wendung. Allein eine Hiobspost folgte der anderen. Schleswig-Holstein kam durch englische Intriguen wieder unter dänisches Joch. Die Wut und die Trauer in Hamburg waren grenzenlos. Manches Hamburger Kind hatte sein Leben für die gute Sache gelassen, andere schmachteten in der Gefangenschaft. Aber man legte die Hände nicht in den Schoß. Die Flüchtlinge wurden mit offenen Armen aufgenommen und in neue Lebensstellungen gebracht. Der Ingrimm über die Niederlage wich erst nach dem Feldzug 1864, welcher der dänischen Bedrückung für alle Zeiten ein Ende bereitete, und welcher der Keim für die Einigung Deutschlands werden sollte.

Der Eröffnung der Altona-Kieler Bahn war diejenige der Berlin-Hamburger Strecke voraufgegangen. Die schwierige Sumpfstrecke Hamburg-Bergedorf war schon 1838 als eine der ersten deutschen Bahnen eröffnet worden. Die Verdienste des Vorkämpfers H. C. Meyer jr. wurden durch ein Denkmal geehrt. Wie wenig Vertrauen man

in das neue Verkehrsmittel setzte, beweist der Umstand, daß zeitweilig die Berlin-Hamburger Aktien für 60 Prozent des Nennwerts käuflich waren. Lübeck wurde durch eine Abzweigung von Büchen angeschlossen. Hannover sträubte sich hartnäckig gegen eine Elbüberbrückung. Diese wurde erst nach 1866 ausgeführt.

Die Frachtwagen hatten noch den ganzen Warenverkehr zu Lande zu bewältigen. Litzenbrüderschaften besorgten den Transport ins Reich, nach Polen und Rußland in zuverlässiger Weise. Sie zogen oft in großen Karawanen und schirmten mit wohlbewaffneter Hand die ihnen anvertrauten Güter, besorgten auch Briefe, obwohl das eigentlich den Posten zukam. Es gab die Stadtpost, die Reichspost, die preußische, hannoversche, mecklenburgische, dänische und schwedische Post, alle räumlich weit auseinanderliegend, meist mit großen Stallungen. Der Personenverkehr war auf Postwagen, Diligencen und kümmerliche Omnibusse angewiesen. Von den Droschken schweigt man besser. Der Verkehr zu Fuß war durch scheußliches Straßenpflaster ohne Bürgersteig schmerzhaft erschwert; die Rinnsteine liefen in der Mitte der Straßen und die Treppen-Beischläge ragten weit in die Gassen. Bei den Verkehrseinrichtungen verdient auch der optische Telegraph nach Cuxhaven Erwähnung, welcher bis in die Mitte der fünfziger Jahre funktionierte. Die erste Drahtverbindung mit Berlin nach Morse'schem System

wurde 1851 in Angriff genommen. — Die Wasserversorgung war höchst mangelhaft, auf die Fleete und wenige Brunnenleitungen beschränkt. Filteranlagen waren unentbehrlich; es gab aber damals nur Tropfsteine.

In der Reaktionszeit war Hamburg ein Sammelplatz, die letzte Freistatt aller politisch Verfolgten auf deutschem Boden. Nach dem Verrat Komorns entwichen die zu Pulver und Blei begnadigten Ungarn in Scharen über die Grenze und kamen in unsere Mauern. Ein ad hoc gebildetes Komitee sorgte zunächst bei der bitteren Winterkälte für Speise und Trank sowie für warme Kleidung. Dann wurde Vielen fortgeholfen übers Meer. Andere fanden in gastfreien Familien Unterkommen. Es war ein schöner Menschenschlag, meist hochgewachsen, von edlem Anstand. Die hohen Figuren in den blauen Düffeljacken belebten das Straßenbild. Mancher hat hier eine zweite Heimat gefunden.

Auch die literarisch Verfolgten fanden hier den letzten Ankerplatz in dem Sturm der Reaktion. Glasbrenner, Stettenheim konnten von hier aus ihre satirische Geißel schwingen. Wilhelm Marr ergoß seine spöttische Lauge über verrottete Zustände, u. a. in den Lichtbildern aus der Hamburger Bürgerschaft. Er ward von Preußen aus hart verfolgt, bekam aber von Freunden in der Polizeibehörde einen Wink und konnte noch rechtzeitig nach Mexiko entfliehen, ausgestattet mit einem Vorrat

von billigen Goldwaren. Er hat in seinen Bildern aus Zentralamerika eine hochergötzliche Schilderung seiner dortigen Abenteuer hinterlassen, die sich durch das Studium der Nicaragua-Kanal-Linie bleibenden Wert bewahrt hat. Doch das leichte Geschütz der Satiriker stürmt keine Festungen. Es bedarf der emsigen Arbeit, des ernsten Studiums der Volksseele, des sicheren Erfassens der Aufgabe und schließlich des unbeirrten Blickes auf das Ziel.

Die Ungeduld des deutschen Volkes wurde gezügelt, die Hoffnung wach gehalten, die Zuversicht geweckt durch die in die Wartezeit fallende Veröffentlichung der Werke Gustav Freytags, Victor Scheffels, Fritz Reuters, Wilhelm Jordans, welche rasch Gemeingut wurden.

Der Rat war in Bundes- und in auswärtigen Angelegenheiten nur durch das Geldbewilligungsrecht der Bürgerschaft eingeschränkt. Das verhinderte ihn indessen nie an der Ausführung seinerseits dringlich erachteter Maßnahmen, denn es wurde immer mit (unbekannt wie großen) Ueberschüssen vergangener Jahre gewirtschaftet. Hinterher kam oft Krach mit der Bürgerschaft. Er trieb freilich von Alters her gern Schaukelpolitik zwischen Oesterreich und Preußen, aber im Verkehr mit auswärtigen Mächten war oft rasches Handeln geboten. Ein schleunig appliciertes Wundpflaster tat zuweilen Wunder. Er unterhielt an fremden Höfen und Handelsplätzen selbstherrlich Gesandte und Konsuln. Not gedrungen, denn der deutsche Bund versagte in dieser Richtung.

Man war auf eine direkte Verständigung mit den auswärtigen Mächten und besonders auf freundschaftliche Beziehungen zu England angewiesen. Denn die einst so gefürchtete Hamburger Seemacht hatte im Laufe der Zeit nicht aufrecht erhalten werden können.

Zu Lande unterhielt man nur das vom Bunde vorgeschriebene Kontingent, nämlich ein Bataillon Infanterie, welches in dem alten Kornhause an der Kornhausbrücke eingepfercht lag, und einige Schwadronen Dragoner, welche am Dragonerstall geräumige Stallungen inne hatten. Diese Truppen führten ein ruhmloses Dasein und waren beim Volke unbeliebt und mißachtet, weil der Wohlhabende sich dem persönlichen Dienst durch Kauf eines Stellvertreters entziehen konnte.

Desto populärer war die Bürgergarde. Obwohl die Festungswerke 1820 geschleift waren, die so manchem Sturm feindlicher Angriffe widerstanden hatten, legte man doch in Bürgerkreisen noch hohen Wert auf persönliche Wehrhaftigkeit, zumal man die Mittel für eine ständige Polizeimacht verweigerte, aus Furcht, dem Senate dadurch ein Machtmittel zur Befriedigung etwaiger prätorianischer Gelüste in die Hand zu geben.

Der Dienst war persönlich für alle waffenfähigen Bürger bis zum 45. Lebensjahre und wurde gern getan, obwohl jeder Einzelne Opfer an Zeit und Geld bringen mußte. Denn jeder mußte sich nach Vorschrift Uniform

und Waffen selbst anschaffen. Salariert wurde nur der Oberst, die ständigen Feldwebel und die Musiker. Beim Wachdienst war Stellvertretung für den gemeinen Mann erlaubt. Die Feldwebel waren meist gediente Leute aus dem Kontingent, denen überdies die Umschreibung nach den Wohnungswechseln oblag. Die Bürgergarde hatte für die Ruhe und die Sicherheit in der Stadt aufzukommen und alle Torwachen zu besetzen, mit Ausnahme des Millerntors nach St. Pauli, wo die Ausschreitungen der fremden Seeleute oft ein strammes Einschreiten des regulären Militärs nötig machten.

Waren die Rekruten der Bürgergarde von den Feldwebeln gedrillt und vor dem Obersten in Pflicht genommen, so genügten 10—12 Sommernachmittage im Jahr für die Übungen im Felde, die mit einer Revue im Feuer abschlossen. Dann galt es morgens zeitig antreten, und die ganze Bevölkerung nahm teil an dem Feste. Zur Zeit ihrer Auflösung 1868 zählte die Bürgergarde 15000 Mann aller drei Waffengattungen. Aus dieser Zahl erhellt die Bedeutung des Bürgermilitärs. Die mehr oder minder fragwürdige Beschaffenheit seiner Bewaffnung fiel weniger ins Gewicht, als das Bewußtsein, im Dienst einen Gleichberechtigten, nicht einen Schergen vor sich zu haben. Die vertrauliche Anrede mit Du hatte nichts verletzendes im Hamburger Platt. Ermahnungen, wie „Ga to Huus mien Jung, ick mutt Di süs mit na

de Wach nehmen", wirkten mehr als Anschnauzer. Anrufe wie „Du, laat de Deern tofreden, dat is ornlicher Lüüd Kind" oder „Hann'n vor Di, mien Jung, dat is en ehrbor Mäken" genügten stets, das bedrohte Mädchen vor ferneren Zudringlichkeiten zu schützen.

Auch bei ernsteren Anlässen, wie beim Kartoffelkrawall 1847, der von Bürgern selbst ausging, genügte es, Generalmarsch zu schlagen und damit sämtliche Bürger unter die Waffen zu rufen. Da war der Krawall zu Ende, denn die Unruhstifter waren nun zu Friedenswächtern bernfen. Fand wirklich einmal eine Rempelei statt, so war es nicht gleich ein Vergehen gegen die Staatsgewalt. Der Humor behielt fast immer die Oberhand, wie das in einer Lokalposse jener Zeit „Eine Nacht auf Wache" drastisch geschildert ist, die man heute noch mit Vergnügen liest, wie sie dem Thalia-Theater ungezählte volle Häuser brachte.

Ein tragikomischer Vorfall in der Bürgergarde mag hier aufgefrischt werden. Es war in der Wachordnung vorgeschrieben, daß der Wachkommandant solchen Wachleuten Urlaub gewähren sollte, die „wegen Ehehaften" darum nachsuchten. Nun traf es sich, daß auf der Dammtorwache die ganze Wachmannschaft, bestehend aus 2 Unteroffizieren und 12 Mann, nacheinander um Urlaub „wegen Ehehaften" einkam, den der Kommandant allen vorschriftsmäßig gewährte. Dann schloß er selbst die Wache ab

und ging auch nach Hause. Die nächtliche Ronde fand die Wache verschlossen, rapportierte vorschriftsmäßig an den „Major du jour", dieser an den Obersten. Dieser berief wie rechtens ein Kriegsgericht. Der Fall lag klar, der Delinquent war geständig und mußte nach den Kriegsartikeln aus alter Zeit wegen Verlassens seines Postens zum Tode „durch Arquebusieren" verurteilt werden. So geschah es.

Der Betroffene, ein alter Graubart, der gleich manchen anderen über seine Zeit als Offizier diente, weil er Gefallen an dem Waffenspiel fand und gern seine Freunde auf der Wache bewirtete, dem aber der Schelm im Nacken saß, nahm das Urteil mit großer Gemütsruhe auf. Es wurde ihm nahegelegt, sich reuig zu zeigen und ein Gnadengesuch an den Senat zu richten. Er aber weigerte sich dessen standhaft und erwiderte auf alle freundlichen Zureden: „Nee, ick will arkebuseert warden." Der Schelm wußte wohl, daß es ihm nicht an den Kragen gehen würde. Er verbrachte die Untersuchungshaft ganz vergnüglich auf dem „Winserbaum", dem besonderen Bürgergewahrsam, empfing dort seine Freunde und ließ manche Flasche springen. Der Rat befand sich in einer peinlichen Lage. Das Todesurteil bestätigen, wäre in Friedenszeiten absurd gewesen. Es ohne Gnadengesuch aufheben, verstieß gegen alles Herkommen und gegen die Würde des Rates. Inzwischen

war der Fall ruchbar geworden und wurde viel belacht. Da der Malefikant unbeugsam blieb, mußte der Senat schließlich „klein beigeben" und wandelte das Todesurteil im Wege der Gnade um: in eine Gefängnisstrafe, die durch die lange Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurde und in eine Geldstrafe von 30 Mark Courant (12 Talern). Das Ansehen des Senats hat in keiner Weise darunter gelitten. Das Wort: „Ick will arkebuseert warden" hat sich aber im Volksmunde erhalten.

Trotz aller Gemütlichkeit ward die Sicherheit der Stadt vorzüglich gewahrt. Man hörte nur sehr selten von Einbrüchen und Raubanfällen und schrieb dies dem Umstande zu, daß verurteilte Verbrecher bei Verbüßung ihrer Strafe im Gefängnis mit je 25 Stockhieben zum „Willkommen und Abschied" bedacht wurden. Dies war unter dem fahrenden Volk im Reiche wohlbekannt und hielt das Raubgesindel in respektvoller Entfernung. Ein Todesurteil ist in jener Zeit nicht vollstreckt worden. Es liefen unkontrollierbare Gerüchte um, wonach der regierende Bürgermeister durch eine unzeitige Begnadigung das moralische Recht verwirkt haben sollte, ein Todesurteil zu bestätigen.

Zur Unterstützung des Bürgermilitärs fungierte ein Nachtwächter-Korps, das in seiner mittelalterlichen Ausrüstung mit Pike, Säbel, Ratel, Tuthorn und Laterne, langem Kapottmantel mit Kappe stets die Heiterkeit der

Erwachsenen und das Gespött der lieben Jugend hervorrief. „Uhl, Uhl" war ihr Spitzname, den sie nicht leiden mochten. Es galt als nichts Ehrenrühriges, von ihnen oder der Bürgergarde arretiert zu werden. In der Regel konnte der Delinquent nach Aufgabe seiner Adresse seiner Wege gehen und sühnte am andern Morgen sein Vergehen mit „fiv Mark veertein" Schilling Courant und einer Ermahnung vor dem Polizeiherrn. So konnte der Fall eintreten, daß ein freigebiger stadtbekannter Witzbold, seines Zeichens ein Leinenmakler, in einer Nacht von fünf verschiedenen Wachen als Arrestant gemeldet wurde. Er erschien am andern Morgen (wie immer in tadellosester Wäsche mit haushohen Vatermördern) vor dem Polizeiherrn, bezahlte fünfmal 5 Mark vierzehn ohne eine Miene zu verziehen und bedankte sich für gnädige Strafe. Alles lachte, der Polizeiherr hatte Mühe die Amtswürde zu wahren. Selbst ein jovialer Herr, hat er das Erlebnis in Freundeskreisen oft erzählt.

Der Polizeiherr mußte ein rechtsgelehrter Ratsherr sein und hatte einen vielumfassenden Amtskreis. Ihm oblag das Richteramt in allen Bagatellsachen, ihm unterstand die Strom- und Hafenpolizei, die Fremden- und Sittenpolizei und die Marktordnung für die innere Stadt. In der Landherrenschaft der Geestlande, wozu St. Pauli gehörte und derjenigen der Marschlande mit St. Jürgen (St. Georg) übte je ein Prätor die gleiche Gewalt.

Gegen ihre Entscheidungen gab es nur eine „Supplik“ an den gesamten Rat, eventuell einen „Rekurs“ an die Oberalten. Auch bei Verbrechen bildete der Polizeiherr die erste Instanz. Mit Hülfe seiner Organe gelang es meist rasch, die Gesuchten in ihren Schlupfwinkeln aufzustöbern. Die Hamburger Geheimpolizei genoß eines sehr guten Rufes wegen ihrer Findigkeit. Sie trug keine Uniform, sondern nur ein Amtsschild unter dem Rock, durfte aber die Wohnungen der Bürger ohne deren Erlaubnis nicht betreten.

In Zivilsachen bildeten das Niedergericht und das Handelsgericht die erste, das Obergericht die zweite, in allen Sachen das Plenum des Senats die dritte Instanz.

Schalksnarren hat es in Hamburg allezeit und in allen Ständen reichlich gegeben. Mag sein, daß hier der Hafer besonders leicht sticht, und daß wir daher auch in dieser Hinsicht unseren englischen Vettern ähneln. Vor dem Brande hatte ein Advokat in einer Berufungssache die vollständige Titulatur des Senates: „Magnificenzen, hochedle hochgelahrte, hochedle wohlweise Herren“ wie üblich auf der ersten Seite der Eingabe durch einen kalligraphischen Schnörkel mit dem ersten Worte der Exposition verbunden, welche auf der zweiten Seite also begann: „Esel hat mich mein Klient genannt, weil ich seinen Prozeß in zweiter Instanz verlohren habe ...“ Es war nicht zu „eruieren“, ob diese Einleitung unverschuldeter

Einfalt oder beabsichtigter Niedertracht zuzuschreiben sei, denn die „peinlichen" oder gar „scharfen" Fragen der Tortur waren abgeschafft. Es wurde die höchste Geldstrafe für Ungebühr mit Einhundert Reichstalern über den Schuldigen verhängt. V. R. W.

Die Tätigkeit der Polizei war auf die Land- und Wasserstraßen, sowie auf die Gasthäuser und Herbergen beschränkt. Ein Beispiel ihrer Unbestechlichkeit verdient aufbewahrt zu werden. Einer der flüchtigen Ungarn hatte als Malergehülfe Arbeit gefunden und sich in der Nachahmung der Holzmaserung hohe Kunstfertigkeit erworben, nebenbei auch die Liebe der Meisterswitwe. Der ehelichen Verbindung standen schier unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen in dem Mangel der Legitimationspapiere. Der Polizeibeamte verwies ihn vertraulich an einen Stempelschneider in Buxtehude, den die Polizeibehörde selbst mitunter beschäftigte, wenn es galt einen Detektiv auszurüsten. Dieser „besorgte" die nötigen Papiere und die Hochzeit konnte stattfinden. Der Ungar wollte sich dankbar erweisen und schenkte dem Beamten die damals neuen humoristischen Gedichte Saphir's, nicht ohne seine Karte und einen Fünfzigtalerschein zwischen die Titelblätter zu legen. Kurz darauf erhielt er eine Zitation vor den Polizeiherrn. Er sah zu seinem Schrecken sein Geschenk mit Karte und Banknote auf dem Schreibtisch des gestrengen Herrn liegen. Er besah sich eine derbe Strafpredigt über

Beamtenbestechung und eine Ermahnung, solche üble Gewohnheiten nicht nach Hamburg zu verpflanzen. Das Geld wurde für die Strafkasse konfisziert. Er hat die Warnung hinters Ohr geschrieben und ist ein geachtetes Mitglied der Bürgerschaft geworden.

Die gleiche Unbestechlichkeit konnte man der Sittenpolizei nicht nachrühmen, obwohl sie oft Hand in Hand mit der Kriminalpolizei arbeitete. Aber sie war schlau genug, sich nicht überführen zu lassen. Man erzählte von abenteuerlichen Harun-al-Raschid-Verkleidungen der sittenstrengen Polizeiherren, um die Ausführung ihrer Verordnungen persönlich zu überwachen.

Bei der Beurteilung der damaligen Unsitten sollte man nicht vergessen, auf welch niedrigen Stand die Volksmoral durch die Ausschweifungen an Fürstenhöfen herabgedrückt war. Alles wirkte zusammen, die körperliche und geistige Gesundheit des heranwachsenden Geschlechts zu untergraben. Erfahrene Väter und Vormünder nahmen daher ihre männlichen Pfleglinge in passendem Alter wohl gelegentlich mit auf eine polizeiliche Visitation der Bettlerherbergen, oder besuchten mit ihnen, ebenfalls unter polizeilichem Schutz, die Tanzlokale und Kneipen der Matrosen auf St. Pauli, oder zeigten ihnen ein anatomisches Museum, in welchem die Krankheitsformen plastisch und drastisch dargestellt waren. Das war ein Anschauungsunterricht eigener Art in der menschlichen Verworfenheit, der bei

den jugendlichen Gemütern einen tiefen und heilsamen Abscheu hinterließ. Diese Eindrücke wurden gelegentlich in einer Strafpredigt unter vier Augen wieder aufgefrischt. Andere Erzieher nahmen ihre Pfleglinge mit in die gemeinverständlichen anatomischen Vorträge, welche die Schulbehörde in dem Hörsaal des Johanneums zur Abendzeit halten ließ, zwecks Ergänzung des Schulunterrichts. Es besteht besonders in Großstädten eine Lücke zwischen der Schule und dem Leben, die vielleicht in den Fortbildungs- und Gewerbeschulen wirksam ausgefüllt werden könnte. Unter jungen Leuten richtet nichts mehr Unheil an, als das Tappen im Dunkeln und das unglückselige deutsche Sprichwort „Einmal ist keinmal." Es fehlt an einer knappen Verdeutschung des französischen „ce n'est que le premier pas qui coûte."

In jene Zeit fällt auch die Begründung unseres herrlichen zoologischen Gartens, der von patriotischen Bürgern aus einer Sandwüste geschaffen wurde. Der Staat gab das Terrain umsonst her, die Gründer verzichteten auf eine Verzinsung des Kapitals, und so können alle Überschüsse immer wieder zur Verschönerung verwendet werden. Der Anblick der vortrefflich gehaltenen Tiere, deren Zahl durch Käufe und Schenkungen fortlaufend ergänzt wird, dient zur Belehrung und zum Vergnügen; letzteres besonders für die regelmäßigen Besucher, von denen mancher seine besonderen Lieblinge hat. Nur gegen

die Freigabe des Affenhauses für die Kinderwelt können mancherlei Bedenken geltend gemacht werden. Wie viele Tuberkelkeime mögen da in der überheizten Luft herumwirbeln, ausgeatmet von Geschöpfen, die über kurz oder lang alle der Schwindsucht erliegen.

Ein Ueberbleibsel aus der Festungszeit war die Torsperre. Nach Eintreten der Dunkelheit hatte, so lange Hamburg Festung war, niemand die Tore passieren dürfen, ohne einen Erlaubnisschein vom Stadtkommandanten. Später konnte man einen Dauerpaß kaufen. Das Wachsen der Bevölkerung hatte einen findigen „Kämmerei-Bürger" (jetzt Finanzdeputierter) bewogen, eine Einnahmequelle für den Staat zu schaffen, indem man an den Toren selbst Sperrmarken verkaufte, deren Preis je nach der Nachtstunde zwischen einem und sechzehn Schillingen betrug. 1859 belief sich die Einnahme des Staates aus dieser Quelle auf über 300,000 Mark Courant (360,000 Mark) jährlich. Die Torsperre beeinträchtigte lange Zeit die Ausdehnung der Stadt. Als sie aufgehoben werden sollte, prophezeiten ihre Anhänger den Untergang Hamburgs. Die Staatskasse könne den Ausfall nicht ertragen, und das Grundeigentum innerhalb der Stadt werde heillos entwertet werden. Als trotz des Jammerns der Heuler (so hieß die konservative Partei) die Aufhebung beschlossen, und inzwischen eine alte Torwache niedergebrannt war, sollten die Wühler (die Liberalen) Schuld an dem Brande

tragen. Unter dem Jubel der Bevölkerung ward 1859 die Torsperre zum letzten Male eingeläutet.

Man ersieht hieraus, mit welcher Erbitterung zwischen Heulern und Wühlern gekämpft wurde. Die Torsperre war ja ein verhältnismäßig geringfügiges Objekt. Aber welche Kämpfe hat es gekostet, um die neue Verfassung zu erringen, die ebenfalls 1859 ins Leben trat. Man unterschied bis dahin dreierlei Bürger:

1) Schutzbürger, die niedrigste Stufe, die wie der Name sagt nur Schutz genossen ohne Recht. Sie durften kein selbständiges Gewerbe treiben.
2) Kleinbürger, die zweite Stufe. Sie durften Detailgeschäfte treiben, Zunftmeister werden, auch Grundeigentum erwerben.
3) Großbürger, die erste Stufe. Diese mußte jedesmal mit schwerem Gelde erkauft werden. Sie durften mit der großen Waage wägen. Man sieht noch heute in einigen alten Häusern einen mächtigen eisernen Waagbalken auf der Diele hängen, als Symbol des Großbürgertums. (Durch die Einführung der Dezimalwaagen wurde dies Privilegium illusorisch). Sie durften Grundeigentum und Schiffe erwerben. Sie durften Waren auf transito deklarieren und lagern. Sie durften eine Rechnung in der Hamburger Girobank führen, aber nur auf den persönlichen Namen mit allen Vornamen.

Einkommende Güter wurden niemals zollamtlich unterſucht, wenn ſie mit einer Deklaration „auf geleiſteten Bürgereid" eingingen. Das bedeutete eine große Erleichterung für den Handel. Der zu entrichtende Zoll in das Freihafengebiet war minimal, 1/4% ad valorem. Für einige Verzehrungsgegenſtände wurde eine mäßige ſtädtiſche Acciſe an den Toren erhoben. Falſche Zollbeklarierung wurde mit ſchier unerſchwinglich hohen Geldſtrafen und als Meineid mit Zuchtaushſtrafe geahndet. Es iſt in all jenen Jahren nur ein einziger Fall zur Kunde gekommen.

Die Hamburger Girobank kannte kein gemünztes Geld. Ihre Errichtung fällt in eine Zeit zurück, da die Münzverſchlechterung ſo allgemein war, daß kein Stempel und kein Wappen Gewähr bot für den richtigen Gehalt, und als überdies die Kipper und Wipper ihr gemeingefährliches Gewerbe betrieben. Damals traten die Hamburger Großkaufleute zuſammen und ſchufen eine Währung, welche eine unbedingt ſichere Grundlage bot und nicht der Abnutzung unterlag. Nur 990/1000 feines Silber in Barren wurde in der Bank bewertet, nachdem der Feingehalt durch beſonders beeidigte „Wardeine" beſcheinigt war. Für jede Mark lübiſch Gewicht Feinſilber wurden dem Einbringer 27 Mark 12 Schillinge gutgeſchrieben. Damit konnte er im Großhandel bezahlen, ſonſt nicht. Das war Hamburgs Banco-Währung. Sie beſtand bis 1876.

Als die Münzverhältnisse besser geworden waren, wurden innerhalb bestimmter Grenzen auch fremde Gold- und Silbermünzen zinslos belehnt, aber nur nach Gewicht und nicht ihrem vollen Wert nach, unter Haftung des Darlehnsnehmers. Die Bank arbeitete nicht auf Gewinn, die gutgeschriebenen Beträge mußten stets in Barrensilber verfügbar sein. Ihre Unkosten deckte sie aus einer kleinen Vergütung für die benutzten Folien. Die Bank stand unter staatlicher Haftung und Verwaltung durch die „Bankbürger". Das Silber lag unter dreifachem Verschluß in den Gewölben, die Tag und Nacht von Bürgergardisten bewacht wurden. Nur einmal hat der Staat für die Bank eintreten müssen. Das geschah 1809 nach der Beraubung durch Chabanc. Das Vertrauen in die Hamburger Bank war so groß, daß viel fremdes Barvermögen hier sicheres, wenngleich zinsloses Unterkommen suchte. Die Hamburger Bankhäuser, durch deren Vermittelung dies geschah, (denn Fremde durften die Bank nicht benutzen) wurden zeitweilig dergestalt überflutet, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnten, einen Teil der Kapitalien zinsbar auszunutzen. Dadurch sank der Zinsfuß für Diskontwechsel nicht selten unter ein Prozent pro Anno. Trat plötzlich Bedarf für Silber etwa für Indien ein, so mußte die Hamburger Bank herhalten. Dann konnte es vorkommen, daß Wechsel auf London an einer Börse um ein Prozent fielen und der

Wechſeldiskont mitunter auf neun Prozent ſtieg. Es gab eine Londoner Firma, welche eine Niederlaſſung in Hamburg unterhielt, hauptſächlich um die Silberbezüge zu vermitteln. Der Barbeſtand der Giro-Bank in Silberbarren wurde immer geheim gehalten.*)

Wollte jemand „Courantgeld" für den täglichen Verkehr haben, ſo mußte er es bei den Geldwechslern einwechſeln, oder umgekehrt. Es häuften ſich auch bei den Geldwechslern große Guthaben der Kleinkundſchaft an. Sie genoſſen unbedingtes Vertrauen bis 1856, wo einige in dem Strudel der Kriſis mit untergingen. In dieſes Jahr fiel auch die Gründung der Vereinsbank und der Norddeutſchen Bank.

Die Arten der Münzen aufzuzählen, die als Courantgeld im Umlauf waren, würde hier zu weit führen. Es muß genügen anzuführen, daß das Hamburger Courantgeld 25 Prozent ſchlechter ausgeprägt war, als dem ideellen Wert der Mark Banco entſprach. 1 Mark war gleich 16 Schillinge à 2 Sechslinge à 2 Dreilinge. Die Hamburger Münze beſchränkte ſich auf die Ausprägung

*) 1842 wurde auch das aus Quadern gefügte Gebäude der Hamburger Bank im Neß ein Raub der Flammen. Es gelang, vorher die Bücher der Bank in Sicherheit zu bringen und alle Silberbarren bis auf einen. Dieſer ward ſpäter ausgegraben und ſteht jetzt im neuen Rathauſe ausgeſtellt als Reliquie aus der Schreckenszeit. Er iſt mit einem Stück Eichenholz verſchmolzen.

von kleinen Scheidemünzen in ungenügendem Maße und von Hamburger Dukaten, die mit der neuen Jahreszahl zu Weihnachtsgeschenken viel begehrt waren.

Portugalöser waren ursprünglich zehnfache Dukatenstücke, ausgeprägt zur Zeit der Einwanderung der portugiesischen Juden, die soviel Gold mitbrachten, daß die Münze die Ausprägung in einzelnen Dukaten nicht bewältigen konnte. Sie werden seit langer Zeit nur noch zu Ehrengeschenken ausgeprägt.

Nachdem die obsoleten Neu-$^2/_3$-Stücke eingezogen waren, beherrschte der Konventionstaler (14 auf eine Mark Feinsilber) den täglichen Verkehr. Er galt 2 Mark 8 Schilling Courant.

Die neue Verfassung ist wie alle loyal zu stande gekommenen Verfassungen ein Kompromiß. Die Einteilung der Bürger in Kategorien ward aufgehoben. Die gesetzgebende Versammlung, kurzweg „Bürgerschaft" genannt, zählt 160 Mitglieder. Davon geht die Hälfte hervor aus allgemeinen Wahlen, an denen jeder Bürger teilnehmen kann, der 1200 Mark oder mehr Einkommen versteuert. Ein Vierteil wird von den Grundeigentümern gewählt, das letzte Vierteil von den „Notabeln", d. h. von denjenigen Bürgern, welche höhere Ämter und Ehrenämter bekleiden oder bekleidet haben. Die letzten beiden Kategorien haben somit ein doppeltes, bezw. dreifaches Wahlrecht. „Ein hoher Senat" besteht aus 9 rechts-

gelehrten und 9 nicht rechtsgelehrten Mitgliedern. Die Wahl findet in der Weise statt, daß Senat und Bürgerschaft je vier Mitglieder in eine Vertrauenskommission wählen, welche sich in geheimer Sitzung über einen Wahlaufsatz von vier Personen zu einigen hat. Von diesem Aufsatz streicht der Senat zwei Namen, aus den übrigen zweien wählt die Bürgerschaft Einen, dessen Wahl alsbald vom Balkon des Rathauses verkündet und jedesmal mit Spannung erwartet wird. Die Sitzungen der Bürgerschaft sind öffentlich, diejenigen des Senats immer geheim. Jeder Bürger ist zur Annahme der Senatswürde verpflichtet, bei Strafe der Verbannung. (Später wurde diese Bestimmung in Gemäßheit der Reichsgesetze modifiziert.) Da die Gehälter nicht hoch bemessen sind, werden gut beschäftigte Advokaten durch die Wahl in den Senat in ihren Einkünften oft erheblich geschmälert. Nach zehnjähriger Amtstätigkeit kann ein Senator sich mit vollem Ruhegehalt zurückziehen. Der Senat vertritt die Souveränetät Hamburgs und rangiert auf gleicher Stufe mit den Bundesfürsten. *) Er wählt aus seiner Mitte einen „regierenden Bürger-

*) Ein ergötzliches quid pro quo wird aus den Zollanschlußverhandlungen erzählt. Bismarck brach bei einer Darlegung der Hamburger Verhältnisse brausend heraus: „So etwas könnte unter einem preußischen Bürgermeister nicht vorkommen!" — „Ew. Durchlaucht vergessen, daß der Hamburgische Senat souverän ist" war die schlagfertige Antwort des Bürgermeisters.

meister" und einen stellvertretenden Bürgermeister, beide auf ein Jahr. Nach Ablauf desselben muß der regierende Bürgermeister in den Senat zurücktreten und kann erst nach Jahresfrist wieder Bürgermeister werden. In der Regel tritt der Stellvertreter an seine Stelle und ein Dritter wird Stellvertreter. Auf diese Weise ist das verknöchernde, lebenslängliche Bürgermeistertum abgeschafft.

Das kirchliche Leben bewegte sich auf einem Tiefstande. Man neigte immer zur Duldsamkeit, jetzt war man bei der Gleichgültigkeit angelangt, dem Indifferentismus der Kirchensprache.

Als die Bewegung für die freien Gemeinden und für die deutsch-katholische Kirche eintrat, fanden beide Neuerungen viele Anhänger. Das Bedürfnis nach einer Einigung auf kirchlichem Gebiet in Deutschland trat stark hervor. Hätte Rom die Hand geboten, wie man dies nach der Wahl Pius IX. 1846 allgemein hoffte, so wäre eine Verständigung vielen höchst willkommen gewesen.

Obwohl in Hamburg die Staatsreligion die evangelische ist, hat man sich von jeher der Duldsamkeit befleißigt und alle Flüchtlinge aufgenommen, welche ihres Glaubens willen verfolgt waren. Die englische, französische, niederländische, portugiesische Einwanderung hat dem Staat gesinnungstüchtige Bürger in großer

Anzahl zugeführt, die sich bald hier heimisch fühlten, wenn selbst sie die höchsten Ehrenstellen nicht bekleiden durften. Wer das Adreßbuch aufschlägt, wird erstaunen über die vielerlei Gemeinden und Sekten, die hier auf ihre eigene Weise Gott dienen.

Zwischen Gottesdienst und dem Schauspiel besteht seit uralter Zeit ein Zusammenhang durch die Passionsspiele, deshalb möge man hier den Übergang zum Theater nicht verübeln. Der Besuch des Stadttheaters war in jener Periode außerordentlich schwach. Es gab Vorstellungen, in welchen nicht ein Dutzend zahlender Besucher anwesend waren. Ein Unternehmer nach dem anderen wurde dort insolvent, wenn er es nicht schon bei der Übernahme war. Selbst ein freilich der Geschäfte unkundiger Amateurunternehmer wie Reichardt mußte nach anderthalbjähriger Tätigkeit das Theater schließen, nachdem er ein Vermögen von über einer Million bei der Aufführung seiner Musteropern 1856/7 geopfert hatte. Diese Summe ist nicht so erstaunlich, wenn man bedenkt, mit welchen Subventionen die Hoftheater arbeiten. Chéri Maurice verstand es mit großem Geschick, sein Thaliatheater durch jene gefährlichen Zeiten zu steuern. Er arbeitete mit erfahrenen Regisseuren und mit jungen Kräften zum Entzücken der Liebhaber einer heiteren Muse. Die Namen Marie Seebach, Charlotte Wolter, Friederike Goßmann, Clara Heese, Amalie Kraft, von Herren Marr, Görner,

Hübner, Köckert, Reichenbach, Triebler sind heute noch unvergessen. Das waren köstliche Abende nach des Tages Last in trüber Zeit.

Unter den Vorstadttheatern verdient das St. Georger Tivoli Erwähnung wegen seines idyllischen Vegetierens unter freiem Himmel vor einem Publikum von strickenden Müttern, schwatzenden Kindermädchen und lange Pfeifen rauchenden Spießbürgern. Ein Gegenstück dazu bot in St. Pauli „Mattler's Elysium". Dort agierte der Eigentümer oft solo den ganzen Abend auf der Bühne. Als früherer Seemann verstand er es ausgezeichnet, Garne zu spinnen und seine Zuhörer durch urdrastische Komik in wieherndes Gelächter zu versetzen. In der Regel bestand das Personal aus ihm, als eifersüchtigen Ehemann, Madame Mattler, dem intriganten Liebhaber und dem arretierenden Bürgergardisten. Vor der Tür ein heiserer Ausrufer Dannenberg (auch Heldenspieler) mit einer langen Tuba: „Immer herein, meine Herrschaften! Erster Platz vier Schilling, zweiter Platz zwei Schilling, dritter Platz ein Schilling. Jungs und Hunde sind frei!"

An täglichen Zeitungen gab es den „Hamburgischen Correspondenten", damals Amtsblatt und gelehrte Zeitung, natürlich hochkonservativ. Der „Beobachter an der Elbe", ausgesprochen rückschrittliches Heulerorgan, die „Hamburger Nachrichten" liberal und am meisten gelesen. Der „Freischütz" erschien dreimal die Woche, fortschrittlich-wühlerisch

mit Stadtklatsch. Später kam die „Reform“ als tägliche Zeitung dazu, in kleinen Kreisen eine zeitlang viel gelesen wegen ihrer Unverfrorenheit. Die satirischen Blätter führten meist nur ein kurzes Dasein. Hamburg war noch nicht hochdeutsch genug für diese Gattung. Je nach ihrer Tendenz traten sie für oder gegen den Fortbestand der Zünfte ein, die in mittelalterlicher Abgeschlossenheit das Handwerk teilten und beherrschten, auch politisch eine Rolle spielten, wenngleich der Handelsstand immer das Übergewicht behielt. Mit der Aufhebung der alten Verfassung erlosch diese Bedeutung, wiewohl das gediegene Handwerk weiter blühte.

Die Einfuhr von kostbaren Nutzhölzern hatte schon von alters her die Kunsttischlerei begünstigt und die Liebhaberei für gediegene, schöne Hauseinrichtungen in der Bevölkerung eingebürgert. Der beschränkte Raum in den schmalen Häusern bedingte oft den Einbau in die winkligen Räume wie in Schiffe. Für einfachere Einrichtungen war das Zuckerkistenmahagoniholz in Überfluß vorhanden. Das wirkliche Mahagoni wurde für gediegene Haushaltungen hochgeschätzt und stets frisch gebohnert. Die edlen Nußbaum, Jacaranda, Ahorn, auch Sandelhölzer mit ihren prachtvollen Maserungen wurden zu Kunstwerken in Verbindung mit Elfenbein, Perlmutter und Gold verarbeitet, die weit über Hamburgs Mauern hinaus Ruf hatten. Hand in Hand damit ging die Holzbildhauerei und

eine hohe Ausbildung der Kunstschlosserei nach italienischen Vorbildern. Die Sorge der Hausfrau wachte über der Instandhaltung der häuslichen Schätze und das Auge des Hausherrn glitt mit Wohlgefallen über das Gesamtbild des in Sauberkeit blinkenden Hausrates.

Ebenfalls in der Liebhaberei befangen, hatte ein Hamburger Handelsherr von dem Besuch der ersten Pariser Weltausstellung 1855 einen wundervollen Herrenschreibtisch für 5000 Francs heimgebracht, in großen Verhältnissen ausgeführt, in aller erdenklicher Kunstfertigkeit mit geheimen Fächern, schmiedeeisernem Unterbau für Kassen und Pretiosenfächer: ein Schmuckstück. Er war in dem Besitz sehr glücklich und zeigte ihn gern. Eines Tages hatte sein Schlossermeister an dem Geschäftstresor zu schaffen. Er wurde zum Chef beschieden, und dieser wies mit Stolz auf seine Erwerbung. „So etwas können Sie in Hamburg doch nicht leisten!“ Der Schlossermeister prüfte den Tisch mit Kennerblicken, enthielt sich jedoch jeden Urteils. „Nun Meister, was sagen Sie dazu?“ — „Gestatten Sie, Herr Baron, daß ich die Platte des Hauptschlosses löse? Ich komme Ihnen für allen Schaden auf.“ Erstaunt gab der Kaufmann seine Zustimmung. Der Meister löste die Platte und zeigte auf der Innenseite seine eigene Firma. „Den Schreibtisch hat Meister A. hier nach eigenem Entwurf auf französische Bestellung gemacht; ich habe die Schlosserarbeit dazu geliefert, und

wir haben beide gute Bezahlung dafür erhalten, aber bei weitem nicht 5000 Franken. Ja, zu verkaufen verstehen die Franzosen!" Die Verblüffung des Kaufmanns mag man sich ausmalen.

Ungeachtet ihrer Tüchtigkeit hatten diese wie alle anderen Zunftmeister eine schwere Probe zu bestehen, als die neue Verfassung und damit die Gewerbefreiheit eingeführt ward. Eine Menge Pfuscherarbeiten bedrohten zu billigen Preisen ihren Besitzstand. Allein sie überwanden die Gefahr, indem sie mit Hülfe der Maschinenkraft den Großbetrieb im Handwerk einführten.

Der dreißigjährige Krieg hatte Hamburg verschont und die Kunst im Handwerk hier nicht vernichtet. Allein England und Frankreich waren in der Organisation weiter vorgeschritten, weil sie weniger Zunftzwang hatten. Dort mußte ein Handwerker gewesen sein, bevor er sich in der Heimat seßhaft machte. Wir dürfen uns heute gewiß des Aufschwunges unserer Industrie und unseres Handels erfreuen, wir sollten aber nicht vergessen, daß in der Gewerbe-Organisation England unser Lehrmeister gewesen ist. Im Kunstgewerbe hat uns Frankreich und Italien die Vorbilder geliefert. Bis zum Zollanschluß waren in Hamburg englische Gewebe, englische Maschinen und Stahlwaren entschieden bevorzugt. *)

*) Der Verfasser erlebte noch in den 1880er Jahren folgenden bezeichnenden Vorfall. Er trat in einen bedeutenden Strumpf-

Bei Neueinrichtung junger Paare war denn auch überwiegend der englische, selten der französische Geschmack maßgebend. Die Anschaffung von Kunstgegenständen verschob man auf spätere Zeiten, war aber dankbar für Hochzeitsgeschenke in dieser Richtung, und das Gedächtnis der Hausfrau sorgte dafür, daß sie bei passender Gelegenheit sinnig erwidert wurden.

Die politische Berechtigung, welche damals ein eigenes Haus verlieh, wirkt noch heute in der Bevölkerung nach. Wer es haben kann, bewohnt ein eigenes Haus, besonders wenn der Kindersegen sich einstellt. So erklärt sich der reiche Villenkranz, der Hamburg umgibt.

Im Hause war ein Abend der Woche mindestens dem l'hombre-Spiel gewidmet, der bei den Teilnehmern reihum ging. Ein anderer Abend lockte hinaus auf die Kegelbahn, im Sommer im Freien, im Winter unter Schutz. Häufig nahmen die Damen daran teil, bestimmt

warenladen an der Schleusenbrücke und fand den ihm persönlich wohlbekannten Ladeninhaber beschäftigt, einen größeren Auftrag seitens einer älteren Dame zu notieren. „Es sind doch englische Waren?“ fragte die Käuferin. „Die feinsten, die es gibt“ beteuerte der Verkäufer zustimmend. Nach ihrem Fortgang sagte der Verkäufer: „Sie haben gehört, daß ich der Dame die Waren für englische verkauft habe. Sie sind aber besser als englische, es sind elsässer Waren. Wenn ich der Dame das sagte, würde sie nie wieder bei mir kaufen.“ Das zeigt freilich, daß das Gewissen des Händlers noch elastischer war als seine Waren, aber es beweist auch das eingewurzelte Vorurteil der Bevölkerung.

aber beim Ablegeln zur Osterzeit, und schmunzelnd nahmen sie die Silberpreise in Empfang, die aus der Kegelkasse nach einem verzwickten System zur Verteilung kamen.

Musik und schöne Künste wurden gern gepflegt, besonders wenn die Kinder heranwuchsen. Bei der volkstümlichen Bürgergarde wetteiferte man um das beste Musikkorps und die Exerzierabende boten immer ein belebtes Volksbild vor den Toren.

Kamen Geschäftsfreunde zum Besuch, so wurden sie nur mit strenger Auswahl in die Familie geladen. Den übrigen wurden die Sehenswürdigkeiten von Hamburg und St. Pauli gezeigt, mit einem Abschluß in Wilkens Keller (später Pfordte), wobei sich der Hausherr gern von einem standfesten, ortskundigen „jungen Mann" vertreten ließ.

Es gab manche Kunden, welche auch auf eine andere Art von Gastfreundschaft gern verzichteten und hernach von der unglaublichen Schlemmerei in Hamburg erzählten. Solche Besuche pflegten unbeanstandet auf Porto-Konto verrechnet zu werden.

Nach dem Brande begann der Ruder- und Segelsport auf der Alster und Elbe sich zu entwickeln, gefördert durch die Bestrebungen des Allgemeinen Alster Clubs. (A. A. C.) Die Protektion des Kaisers hat ihn jetzt zu einer ungeahnten Entfaltung gebracht.

Das Geschäftsleben stand unter dem Zeichen von Treu und Glauben in einer schier unglaublichen Weise.

Ein später sehr reich gestorbener Junggeselle, Carl Schülcke, erzählte dem Verfasser einst seine Lebensgeschichte. Aus dem Lüneburgischen als Kaufmannsgehülfe nach Hamburg gekommen, hatte er verschiedene bescheidene Stellungen als Buchhalter und Korrespondent bekleidet, zuletzt zwölf Jahre in einem Hause, das dann liquidieren mußte. Als 38jähriger Mann fand er sich stellenlos auf die Verzehrung seiner geringen Ersparnisse angewiesen. Von einer vergeblichen Vorstellung in einem Geschäftshause zurückkehrend, ging er eines Tages in der Reichenstraße, um eine Hoffnung ärmer. Da redete ihn ein Engländer an und bat um Auskunft über die Lage eines bedeutenden Geschäftshauses. Schülcke erbot sich, ihn nach der Gröningerstraße dorthin zu führen und erzählte unterwegs seine Lage. Am Ziele angekommen, fragte der Engländer, ob er ihn vor dem Kontorhause erwarten wolle. Das tat Schülcke in Ermangelung einer anderen Beschäftigung gern und geleitete den Engländer noch nach einigen anderen Kontoren in gleicher Weise. Dann verabschiedete sich der Engländer, ohne sich erkenntlich zu zeigen, gab ihm aber seine Karte und lud Schülcke ein, ihn abends im Hôtel de l'Europe zu besuchen. Die Karte zeigte den Namen Baxter aus Dundee. Er war Chef der großen schottischen Leinenfirma dieses Namens und machte Schülcke bei seinem Erscheinen den Vorschlag, sich als Agent für sein Haus in Hamburg zu etablieren.

Mit Freuden ging dieſer auf den Vorſchlag ein. Der Schotte ſtipulierte ſehr annehmbare Bedingungen; als alles geregelt ſchien, ſtellte er noch das Verlangen, Schülcke ſolle für alle durch ihn vermittelten Geſchäfte das Delcredere (die Bürgſchaft) übernehmen und dafür 2½% extra beziehen. Schülcke verging der Atem, er wies auf ſeine Mittelloſigkeit hin und erklärte ſich außer Stande, darauf einzugehen. „Ihre Mittelloſigkeit kenne ich" verſetzte der Schotte, „das laſſen Sie meine Sorge ſein. Ich wünſche, daß Sie nur ſichere Geſchäfte für mein Haus machen. Wenn Sie das tun, werden Sie nicht in Zahlungsverpflichtungen kommen." Schülcke mußte ſich dem Willen des Schotten fügen und hatte es nicht zu bereuen. Er war bald im Stande einen Verluſt zu ertragen und ſammelte bei ſeinen geringen Bedürfniſſen raſch Kapital an. Wie er Vertrauen erfahren hatte, ſchenkte er auch wieder Vertrauen. Der Verfaſſer machte eines Tages bei ihm eine große Anleihe gegen Hinterlegung von Wertpapieren und brachte ihm letztere perſönlich mit dem Begleitſchreiben ans Kontor. „Haſt Du Dein Siegel auf das Paket geſetzt? Nein? Dann nimm es nur wieder mit und ſetze Dein Siegel darauf. Was darin iſt, iſt mir gleichgültig, Du kannſt mir Löſchpapier hineinlegen. Aber Dein Siegel kriegſt Du zurück." Er duzte alle Leute, die er gern leiden mochte und ſprach dann plattdeutſch.

Unter Geldwechslern war es ganz gebräuchlich zehntausend Taler Kassenscheine und mehr ohne Quittung durch die bekannten Kassenboten zu entleihen. Wechsel, Wertpapiere, Banknoten pflegten dem Käufer nachmittags überliefert zu werden. Der Kaufpreis wurde am anderen Tage durch „Abschreiben" (Überweisung) in der Girobank beglichen. Desgleichen wurden fällige Accepte dem Schuldner vormittags ins Kontor gebracht, dort belassen und an demselben Tage durch Giro-Überweisung bezahlt. Verletzungen dieser Usancen wurden ohne Erbarmen durch kurzen Prozeß mit Zuchthausstrafen schwer geahndet, kamen aber höchst selten oder nie vor. Mit dem Eintritt der Reichsbank an Stelle der Hamburger Bank sind diese Handelsgebräuche meistens nach dem strammen preußischen Regime umgemodelt worden.

Privatliebhabereien waren weit verbreitet: jeder ritt sein Steckenpferd. Besonders beliebt waren Münzen in ihrer unzählbaren Mannigfaltigkeit, weil sie wenig Raum einnahmen und immer ihren Wert behielten. Auch Porzellane fanden Liebhaber. Fast jede Hausfrau hatte ihre kleine, wohlbehütete Sammlung, deren Inhalt freilich meist handwerksmäßig hergestellt war. Für die künstlerisch wertvollen Stücke bestand aber auch eine Industrie. Ein kunstverständiger Antiquitätenhändler hatte aus kleinen Anfängen eine Malschule gebildet, die er zunächst sich an alten Mustern üben ließ. Dann begann er unter Zuhülfenahme von Kupfer-

ſtichen Originale zu ſchaffen, die er mit eigner Marke verſah und zu hohen Preiſen nach dem Rhein, nach Holland, Belgien, Frankreich und England verkaufte. Niemand kannte den Herſtellungsort. Als er hochbetagt und reichbegütert ſtarb, hinterließ er einen namhaften Teil ſeines Vermögens den Fröbel'ſchen Kindergärten.

Ein großer Teil heute ſtaatlicher Sammlungen und Inſtitutionen iſt aus Privatſammlungen hervorgegangen, ſo das naturhiſtoriſche Muſeum, die Sammlung hamburgiſcher Altertümer, die Sternwarte mit der angegliederten Seemanns-(Navigations-)Schule und der dadurch geförderten optiſchen Induſtrie.

Unerſetzliche Schätze alter Sammelluſt ſind bei dem großen Brande zu Grunde gegangen an Ölgemälden, Elfenbein, Juwelen, alten Geigen und Pretioſen, denn der Brand hatte den älteſten und wohlhabendſten Teil betroffen. Ein anderer Teil iſt in der dem Brande nachfolgenden geldarmen Zeit den Antiquitätenjägern zur Beute gefallen, die eine zeitlang in Hamburg und den umliegenden Landhäuſern willige Verkäufer fanden. Mit wieder zunehmendem Wohlſtande hielten die Familien an den ererbten Kunſtſchätzen feſt und mehrten dieſelben aus den Früchten ihrer Intelligenz. Als höchſtes Kleinod erſchien indeſſen allewege eine gute Schulbildung für die Kinder mit Sprachkenntniſſen. Auch Mädchen mußten tüchtig lernen, ſodaß Monsieur Lesaint, ein beliebter franzöſiſcher

Professor, einst von der Pracht'schen Mädchenschule sagte, die jungen Damen würden dort erzogen, wie wenn sie alle Prinzessinnen oder Erzieherinnen werden sollten. Ein Zögling dieser Schule gab einst gelegentlich eines Besuches in einer hochadeligen Familie ihrem Tischherrn auf seine hochnäsige Frage: „Womit handelt denn eigentlich Ihr Herr Vater, mein Fräulein?" die historische Antwort „Mit Verstand, Herr Graf."

Von Schulen waren staatlich nur die Gelehrtenschule des Johanneums (dem schon damals ein Realgymnasium angegliedert war), sowie die obligatorischen Armenschulen. Die Privatschulen mußten die Lücken ausfüllen. Sie haben sich durch tüchtige Leistungen ausgezeichnet. Besonderes Gewicht wurde auf Schlagfertigkeit bei den Antworten gelegt, u. a. im Kopfrechnen. Kaufmännische Prinzipale pflegten den sich meldenden Lehrlingen leichte aber verblüffende Fragen vorzulegen, z. B.: Wieviel ist ein Drittel und ein halbes Drittel? oder $3^1/_2 \times 2^1/_2 \times 4 \times 2$? von deren rascher Beantwortung die Annahme abhing. Sprachkenntnisse konnten nach der Schulzeit nach Bedarf ergänzt werden. An guten Lehrern war nie Mangel.

Die Entstehung des Arbeiterbildungs-Vereins und des Vereins für Handlungs-Kommis von 1858 fällt ebenfalls in jene Jahre. Durch das als materiell verschrieene Hamburg ging ein Wissensdrang, der viele Gegensätze

ausglich. In den ſtenographiſchen Kurſen fanden ſich Kaufleute, Buchdrucker, Lehrer und Schriftſteller zuſammen.

Im geringſten Maße war für die körperliche Ausbildnng der Jugend geſorgt. Tanzunterricht war das einzige, worauf allgemein gehalten wurde. Das Turnen war als demagogiſch verpönt. Die „Hamburger Turnerſchaft von 1816“ hatte ihre Exiſtenz zwar durch alle Fährlichkeiten gerettet, friſtete dieſelbe aber nur kümmerlich. In dem Lichtblick von 1848 war es ihr gelungen, vom Staat einen Platz in St. Georg zur Errichtung eines Turnplatzes zu erlangen und die Gelder zur Erbauung einer Turnhalle zuſammenzubringen. Aber in der nachfolgenden Reaktionszeit ſchmolz die Zahl der Mitglieder bald wieder zuſammen. Schmalhans war oft Säckelmeiſter. Glücklich waren aber diejenigen Jünglinge zu preiſen, welche in den Bannkreis der Ausharrenden traten. Sie wurden gepackt von dem ſittlichen Ernſt für die gute Sache und bemitleideten ſolche, die ihnen lämmerig die Frage ſtellten: „Na, wie kommen Sie denn unter die ruge Bande?“ Wer dort aushielt, der wurde gefeit wider die Verführungen der Großſtadt und ſchloß bald Freundſchaften, von denen manche in den Kindern bis über das Grab hinausdauern.

Noch eine Prüfung gefährlicher Art hatte Hamburg zu beſtehen. Nach einem heißen Sommer brach im

August 1859 eine Cholera-Epidemie aus, welche viele Opfer forderte. Glücklicherweise fiel bald darauf ausgiebiger Regen und die Seuche erloſch.

Das Jahr 1859 hatte die gewaltigen, heiß erſtrittenen Umwälzungen im Verfaſſungsleben gebracht. Es ſchloß mit einer Feier ſo tiefgehend, ſo erhebend, ſo gemeinſam in allen Ländern deutſcher Zunge, daß ſie das Band der Zuſammengehörigkeit Allen zum Bewußtſein brachte. Das war die Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstage. Ernſt wurde ſie begangen. Eingeläutet von allen übrig gebliebenen Türmen, verbreitete der Tag eine religiöſe Andacht über der Stadt. Nur ſelten brach der Jubel durch. Am Tage ein Feſtzug in muſterhafter Ordnung, der erſte wieder ſeit Menſchengedenken. Auf dem Rathausmarkt (noch ohne Rathaus) leiteten die vereinigten Männergeſangvereine den Feſtakt weihevoll ein; „Freude, ſchöner Götterfunken!“ tönte tauſendſtimmig über den weiten Platz. Am Abend fand eine Illumination ſtatt, bis in die Gänge und Höfe hinein. Für Schiller hatte jeder ein Lichtlein übrig. Würdevoll bewegte ſich die Menge durch die Straßen; kein Drängen, kein Gejohl wurde geduldet. Da kam ein Transparent:

„Seid einig, einig, einig!“

Mächtig erbrauſte und getragen: „Deutſchland, Deutſchland über Alles“ — dann ein anderes:

„1848/49 Wie schön war diese Welt gestaltet,
„So lang die Knospe sie noch barg.
„Wie wenig, ach, hat sich entfaltet,
„Dies wenige, wie klein und karg!"

Der Gesang verstummte. Ernst zog man vorüber. Am Eingang zum Neuenwall leuchtete es in Flammenschrift:

„Das Alte stürzt, es wandelt sich die Zeit,
„Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Hier brach der Jubel durch. Immer aufs neue ertönte: „Auf Hamburgs Wohlergehn."

Wohl mochte sich der Hamburger des Glanzes der wiedererstandenen Vaterstadt freuen. Der Deutsche in ihm trauerte über den Zerfall der Luftschlösser von 1848/49. Ein Mann in der Menge biß ingrimmig die Zähne aufeinander. Sein Bruder war 1848 unter den Märzgefallenen in Berlin gewesen. Seine Frau rüttelte ihn auf aus den trüben Gedanken. „Wilhelm, Du kuckst ja garnicht hin!" Da hing am Gänsemarkt ein Transparent:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!"

Ein vierschrötiger Mann rief: „Vergeßt nicht, daß heute auch Luthers Geburtstag ist!" In tiefem Baß stimmte er an: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" und

dröhnend brachen ſich die Tonwellen des Lutherliedes an den Mauern. Beim Schluß der Strophe „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" hellte das Geſicht des Grüblers ſich auf, er reckte ſeine Geſtalt hoch und ging gehobenen Mutes nach Hauſe. „Ob ich es wohl noch erleben werde?"

Zweiter Abſchnitt.

Das Elternhaus.

Der Staat erwächſt aus Familien.

„Die Jahre fliehen pfeilgeschwind."

Ferdinand Dorn erblickte im Jahre 1837 das Licht der Welt. Die Eltern waren ehrsame Leute aus dem Mittelstande und, wie so viele andere Ehepaare, beide „aus der Fremde" zugewandert. Der Vater aus dem Eutiner Gebiet, eine hohe, breite, übervolle Gestalt, die schwer auftrat und Treppen langsam emporstieg, wobei ihm dennoch der Schweiß auf der Stirn perlte. Ihn plagte die Zuckerkrankheit, damit verbunden Asthma und ein schier unlöschlicher Durst, obwohl er kein Trinker war. Seines Leidens wegen hatte er seine gut gehende Bäckerei in der Deichstraße aufgegeben und Kornmakelei angefangen. Seine früheren Amtsbrüder wendeten ihm gern ihre Aufträge zu, denn sie kannten ihn als zuverlässig, mit ihren Bedürfnissen und den Schlichen des Gewerbes vertraut. Ab und zu gelang ihm auch die Vermittelung größerer Geschäfte. Das sollte durch günstige Umstände gefördert werden.

Der Sohn eines Schulkameraden kam mit einer Empfehlung an ihn nach Hamburg. Ihm verschaffte er eine Lehrlingsstelle in einem Korngeschäft. Bis zum

Brande war Kost und Logis für die unverheirateten Kaufmannshülfen noch üblich. Die Kaufmannsfrauen indessen begannen sich von der Last des großen Haushalts zu befreien. Nach dem Brande erlosch die Sitte gänzlich. Man einigte sich anfangs über ein Kostgeld für die Lehrlinge, die Kommis bekamen Zulagen. In diesem Fall einigte man sich auf sechzig preußische Taler jährlich. Mutter Dorn erklärte sich bereit, Hans Reese für diesen Zuschuß zu ihrem Hausstandsgelde aufzunehmen. „Wo fünfe satt werden, da findet auch wohl ein sechstes sein Teil." Sie hatte ohne den großen Appetit des Landkindes gerechnet; dieses wurde aber doch wie ein Kind des Hauses gehalten. Ab und zu kam auch wohl eine Sendung delikater Schinken und Bauernwürste aus seiner Heimat.

Der findige Junge kannte den billigen Preis dieser geschätzten Eßwaren in der Heimat und fing mit Bewilligung seiner Prinzipale, welche die Einverzollung besorgten, einen Privathandel in Bekanntenkreisen damit an, der ihm bald ein hübsches Taschengeld einbrachte. Der Pflegevater half ihm gern dabei, und der Junge erwies sich dankbar. Sein heller Kopf machte den Alten aufmerksam, wenn große Gerstenankünfte erwartet wurden, die nach England immer schlanken Absatz fanden. Dadurch wurden größere Abschlüsse häufiger, und das mühselige Bäckerkundengeschäft trat in den Hintergrund. Sehr zur Er-

leichterung des ſchwerfälligen Mannes, deſſen Leibesumfang durch unzählige Kornproben noch mehr beſchwert wurde.

Mutter Dorn war die zweite Frau ihres Eheliebſten. Sie war zur Zeit der erſten Frau, die nach kurzer Ehe kinderlos ſtarb, Dielenjungfer (Verkäuferin und Buchhalterin) in dem Bäckerladen geweſen. Der Meiſter hatte zu Lebzeiten der erſten Frau den Wert ihrer ſtrebſamen, geſunden Kraft ſchätzen gelernt und ſie nach Ablauf des Trauerjahres geheiratet. Sie war von einer der frieſiſchen Halligen gebürtig, eine jener Erſcheinungen, die nie korpulent werden und die Beweglichkeit bis in ein hohes Alter bewahren. In der Ruhe lag ein Zauber der Unnahbarkeit, man möchte ſagen herber Jungfräulichkeit über ihrem Weſen ausgegoſſen, der indeſſen beeinträchtigt wurde, ſobald ſie den Mund auftat. Ihre Stimme war überhell und klang im Affekt ſcharf. Als kluge Frau war ſie ſich ihres Fehlers bewußt und ſuchte ihn zu verbergen. Im Hauſe wußte ſie meiſterlich Regiment zu führen; einmal Geſagtes nahm ſie ſelten zurück und erleichterte ſich dadurch die Erziehung der Kinder, die ſich am leichteſten der Konſequenz beugen, wenn ſie die Mutterliebe dahinter wiſſen. Schlagende Gründe brauchte ſie nicht oft, aber wennſchon — dennſchon.

Ihre Macht war am größeſten, wenn ſie ſchwieg. Ein Blick aus den hellen grauen Augen genügte, um ihren Willen deutlich zu machen.

Bis zum großen Brande von 1842 hatte die Familie in dem geräumigen Backerbe in der Deichstraße gewohnt, das dem Vater noch zu eigen gehörte. Das Haus war unter den ersten, welche der Brandkatastrophe zum Opfer fielen, und so war es verhältnismäßig leicht gewesen, in dem Hause eines früheren Amtsbruders an der Langenreihe in St. Georg ein Unterkommen zu finden. Später Abgebrannte mußten mit jedem Obdach vorlieb nehmen. In der Folge fand die Familie ein neues dauerndes Heim am Schopenstehl, das dem Vater die weiten Wege ersparte.

Ferdinand hatte zwei Schwestern. Die ältere, Regine, schwarzhaarig, hatte den hohen Wuchs von ihrem Vater geerbt und erblühte zu einer fast junonischen Erscheinung. Was Wunder, daß Hans Reese sich um ihre Liebe bewarb und sie heimführte, sobald er mit Hülfe des väterlichen Zuschusses selbständig eine Mälzerei anfangen konnte, die guten Gewinn abwarf. Er war mit dem derben niederdeutschen Mutterwitz reichlich ausgestattet, den er bis in ein hohes Alter bewahren konnte, obwohl ihn seine Liebhaberei für einen steifen Grog mitunter umwarf.

In höherem Lebensalter begann Reeses Nase zunächst eine rote, dann eine blaue Farbe anzunehmen, die ihn zu einer stadtbekannten Persönlichkeit machte. Er fand sich mit Humor in sein Schicksal: „Das haben wir in Helgoland alles wieder weg.“ In der Lästerallee dort

empfing ihn einst ein gemütlicher Sachse mit dem Zuruf: „Sagen Sie, mein Kutester, was hat die Nase Sie wohl gekostet?“ — „Veel Geld, mien Jung!“ war die kaltblütige, im tiefsten Baß der überwundenen Seekrankheit gegebene Antwort.

Regine war zehn Jahre älter als Ferdinand. Es liegt in der Art jüngerer Brüder, daß sie sich von älteren Schwestern nicht gern etwas sagen lassen. Das Verhältnis zwischen beiden blieb immer ein kühles, doch empfand er zu dem späteren Schwager eine brüderliche Zuneigung, die dieser vollauf erwiderte. Sie wuchsen ja auch wie Brüder miteinander auf.

Die Beziehungen zu der um zwei Jahre jüngeren Schwester Marie gestalteten sich um so inniger. Er spielte gern mit ihr, denn ihr Geist entwickelte sich frühzeitig und sie wuchsen miteinander auf — ein Herz und eine Seele. Beide hatten von der Mutter die Statur geerbt und die zähe, geschmeidige Ausdauer des edlen friesischen Blutes, das so viele charakterfeste Leute hervorgebracht hat. Dazu Knochen wie Elfenbein und die schneeige Hautfarbe, welche mit rötlichem Haar verknüpft ist. Ferdinands Haar war dunkelbraunblond, von der Nüance, welche die Engländer »auburn« nennen. Mariens Haar kräuselte sich in hellem Goldblond und ihre Stimme klang glockenrein. Aus ihren Augen leuchtete eine Schalkhaftigkeit, die ihren munteren Einfällen einen unwider-

ſtehlichen Reiz gab. Verſchwenderiſch hatte Mutter Natur ihre Gaben in die Wiege gelegt. Aber die Vollkommenheit erblickt nur ſelten das Licht der Welt: eine Thekla Boos*), eine Fanny Elsler werden alle hundert Jahre nur einmal geboren.

Marien ſaß der Kopf von der Geburt an ſchief auf den Schultern, zum Kummer der Eltern. Doktoren über Doktoren gaben ihre Ratſchläge, alle vergeblich. Selbſt der geniale Langgaard, der in ſeinem orthopädiſchen Inſtitut ſo Vielen geholfen hat, blieb machtlos. Das

*) Thekla Boos lebte um die Wende des 18. Jahrhunderts und war in Göttingen geboren. Der engliſche Thronfolger ſoll bei ſeinem Studienaufenthalt daſelbſt derart von ihrem Liebreiz gefeſſelt worden ſein, daß er ihr ſchließlich anbot, ſeinem Recht auf die Krone Englands zu entſagen, falls ſie ihm angehören wolle. Sie liebte ihn heimlich wieder, wies aber alle ſeine Anträge zurück, verließ Göttingen und nahm eine Stellung als Erzieherin in einem reichen engliſchen Hauſe an. Dort wurde ſie bald vollſtändig zur Geſellſchaft gerechnet und ſammelte einen Kreis von Anbetern um ſich. Nach dem Tode ſeiner Frau trug der Hausherr ihr ſeine Hand an. Sie lehnte ab, verließ ſein Haus und nahm eine andere Stellung an. Der abgewieſene Lord ſtarb bald darauf und hinterließ ihr ein fürſtliches Legat. Sie behielt indeſſen ihre Stellung bei und zog ſich erſt in die Heimat zurück, als ihre Pfleglinge erwachſen waren. Es ſollen ihr ungezählte engliſche Grafen- und Herzogskronen zu Füßen gelegt worden ſein. Sie iſt unvermählt in hohem Alter geſtorben, als Wohltäterin geliebt und verehrt. Es ging von ihr die Sage, daß ſie Schiller zu ſeinen Gedichten „Das Mädchen aus der Fremde“ und „Macht des Weibes“ begeiſtert habe.

Kind mußte viele Quälereien über ſich ergehen laſſen, bis es zum Bewußtſein kam. Dann rebellierte es energiſch. „Quält mich doch nicht länger, ich habe ja keine Schmerzen, wenn Ihr mich nur in Ruhe laßt. En bitten ſcheef hett Gott leev!“ und damit trällerte ſie zur Türe hinaus.

Seit der Zeit fühlte ſie ſich ganz glücklich. Sie wirbelte im Hauſe herum wie ein Puck, trieb ihren Schabernack mit allen, mit dem Schornſteinfeger wie mit dem Brotträger. War ihr ein Schelmenſtreich gelungen, ſo tauchte ihr Köpfchen unvermutet auf, und ihr ſilberhelles Lachen verſöhnte den Gefoppten.

Selbſt die Eltern verſchonte ſie nicht; nur einer war ſicher vor ihren Neckereien, den liebte ſie abgöttiſch, das war ihr Bruder Ferdinand. Ihr erfinderiſcher Geiſt fand für ihn immer neue Liebesbeweiſe.

Marie hatte nur eine vertraute Freundin. Das war die einzige Tochter des Bäckermeiſters auf der Langenreihe, bei welchem die Familie nach dem Brande Unterſchlupf gefunden hatte. Lenchen Rath holte ſie oftmals ab, und ſie ſpielten zuſammen in dem geräumigen Garten mit den ſchönen Obſtbäumen. Die Mutter wußte ſie dort gut aufgehoben und holte ſie abends allein oder mit Ferdinand ab. Auf dem Heimweg erzählte ſie den Kindern gern von ihrer Heimat, und an ſternklaren Herbſtabenden ſtieg ſie mit ihnen wohl noch nach der Altmannshöhe hinauf, wo ſie einen freieren Ausblick auf den Sternhimmel hatten.

Dort versenkte sie sich in die Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit, in welcher der wackere Halligprediger alljährlich an schönen Herbstabenden seine Gemeinde auf dem Wattenkliff um sich versammelt hatte, dort unter dem freien Himmelsdom die Wunder der Sternenwelt nach bestem Wissen erklärte und die Allmacht des Schöpfers pries. Das hatte sich ihrem Gedächtnis unverlöschlich eingeprägt. Sie kannte die Haupt-Sternbilder bei Namen und auch die Sagenkreise, die sie verbinden und konnte die Kenntnis nun auf ihre Kinder vererben.

Nach der Verheiratung Reginens ward das Haus ein Anziehungspunkt für eine jüngere Generation. Mancher Schulkamerad bewarb sich um die Freundschaft Ferdinands. Dieser besuchte das Realgymnasium des Johanneums. Er wollte Kaufmann werden — zeitlebens über den Büchern zu sitzen, fühlte er keine Neigung. Aber die Gegensätze berühren sich.

Eines Tages brachte er ein neues Schulbuch zum Buchbinder, dessen Sohn in der Werkstatt anwesend war. Dieser sagte: „Bring das Buch nur zurück zu Herold, der nimmt es noch wieder, denn es ist noch nicht aufgeschnitten. Ich will Dir das Buch gebunden um die Hälfte des Preises geben, den es ungebunden kostet. Es ist so gut wie neu. Erlaubst Du es, Vater?" Er war um einen Jahrgang älter als Ferdinand und besuchte die Gelehrtenschule des Johanneums, weil er Philologie studieren

wollte. Sie wurden handelseinig, und später wechselte noch manches Buch in derselben Weise den Besitzer. Aus dem Verkehr entspann sich eine Freundschaft, und bald wurde Franz Michaelis ein täglicher und gern gesehener Gast im Dornschen Hause. Sie machten trotz der Verschiedenheit der Aufgaben regelmäßig ihre Schularbeiten zusammen und plauderten dann mit einander oder spielten Schach.

Der Buchbindersohn wohnte am Fischmarkt. Es war somit nur ein Katzensprung zwischen beiden Häusern. Marie blieb auch nach Beendigung der Schularbeiten im Zimmer. Die Beleuchtung war kärglich und beschränkte sich auf Talglichter und Kastenlampen. Im Wohnzimmer waren Vater und Mutter abends gern allein zur vertraulichen Besprechung der Tagesereignisse. Sie waren vorsichtig gemacht durch die Feinhörigkeit Mariens, die selbst geflüsterte Mitteilungen aufschnappte.

Zu der Abendmahlzeit durften die Kinder wieder erscheinen. Sie bestand aus Hamburger Butterbrot mit einem Apfel oder dergleichen, auch wohl einem Bückling oder geräuchertem Störfleisch, das damals unglaublich billig war und deshalb auf den Tafeln der Reichen nicht erschien. Der Schatten der Kastenlampe mußte naturgemäß einen Platz am Tische verdunkeln, der bei den Kindern reihum ging. „Mein Kringel soll aber nicht im Dunkeln sein!“ rief eines abends Marie in komischem

Zorn, als der Schatten ihren Platz traf. Kurze Zeit darauf wurden die Moderateurlampen eingeführt, welche ohne Kasten besseres Licht gaben.

Nach dem Abendbrot stahlen sich die Kinder gern wieder zusammen, obwohl sie zu Bette gehen sollten. Marie strickte oder häkelte; zu feineren Handarbeiten reichte das Licht nicht aus, und müßig sitzen durfte kein Mädchen. Die Knaben unterhielten sich über fremde Sprachen oder andere Lehrgegenstände. Gab sich Franz eine Blöße, so fuhr Marie wohl mit einer spöttischen Bemerkung dazwischen, wie sie ihm auch vorzugsweise gern einen Schabernack spielte. Was sich liebt, das neckt sich. Sie mochte ihn heimlich wohl leiden, aber ihm das zeigen? Pah! um alle Welt nicht! In späteren Jahren, als Franz ein geachteter Privatgelehrter geworden war, sind sie ein beglücktes Paar geworden, obwohl Marie sich lange sträubte, weil sie glaubte, er nähme sie nur aus Mitleid. Er ließ aber nicht nach in seinem Werben.

Die Hausordnung war auf frühes Aufstehen zugeschnitten. Der Vater konnte seines Asthmas wegen nicht lange im Bette aushalten. Auch die Mutter war von Kindheit an und später im Bäckerladen an frühe Stunden gewöhnt. Zum Segen der Kinder. Es war vor der Schule immer Zeit genug vorhanden, um alles in Ruhe zu ordnen. Im Winter stand man um sechs, im Sommer um fünf Uhr auf. Dann kam Franz um halb sechs, um

Ferdinand zum Baden in der Elbe abzuholen. Die Schulen begannen um neun Uhr und lagen nahe beim Hause. Ferdinand geleitete Marien immer nach der Bäckerstraße, wo die Mädchenschule lag, bevor er ins Johanneum ging, das vom Brande verschont noch am Speersort liegt. Kurz nach zwölf war Tischzeit; der Vater mußte um 1¼ Uhr an der Börse sein. Die Schulen fingen um zwei wieder an. Um sieben gab's Abendbrot; dann früh ins Bett, denn das Licht war teuer.

Die Mutter pflegte an den Markttagen ihre Einkäufe auf dem Meßberg oder auf dem Hopfenmarkt selbst zu besorgen. Sie bevorzugte den letzteren, teils aus alter Gewohnheit, teils weil er außer Gemüsen und Obst auch Fleisch und Fische darbot. Letztere, auch Austern und Hummer waren noch so billig, daß sie auch für den Mittelstand erschwinglich waren*). Die Kinder gingen gern mit, wenn sie Ferien hatten. Diese gab es damals 1 bis 2 Wochen zusammenhängend nur zu den großen Festen, sowie zu Michaelis. Im Sommerquartal war

*) Anfangs der 40er Jahre kam es vor, daß holsteinische Austern bei großen Ankünften für 5 Mark das Tausend auf dem Hopfenmarkt versteigert wurden. Tafelbutter galt 40 Pfennig, Kochbutter 30 Pfennig das Pfund, alles nach heutigem Gelde. Dahingegen war der Kolonialzucker 2 bis 3mal so teuer als heute der Rübenzucker.

jeder Montag schulfrei (Hundstagsferien). Dann ging es hinaus ins Eppendorfer Moor auf die Schmetterlings- und Käferjagd.

Im letzten Schuljahr Ferdinands nahm der Schwager Reese diesen und Franz Michaelis auf ein paar Tage mit nach Helgoland. Marie wäre auch gern mitgegangen, zumal Regine mitging, allein die Mutter war nicht zu bewegen, ihre Einwilligung zu geben. Sie teilte die unter den friesischen Inselbewohnerinnen allgemein verbreitete Angst vor dem tückischen Wasser, das ihnen Haus, Hof, Väter, Brüder, Verlobte und Ehemänner raubt. „Was sollte wohl aus den Kindern werden, wenn ich auch noch aufs Wasser ginge?“ antwortete eine Helgoländer Fischersfrau einem Herrn, der ihr Hummer abkaufte, auf seine Frage, ob sie schon in Hamburg gewesen sei. „Ist es nicht genug, daß die Männer hinaus müssen? Erst vorig Jahr ist mein Bruder weggeblieben und die armen Würmer sitzen jetzt daher!“ Und sie wischte die Augen mit der Schürze. „Och, det Weter, det Weter!“

Helgoland war noch nicht lange Seebad und für Badegäste fast ausschließlich auf Hamburg angewiesen, mit welchem zweimal wöchentlich eine Dampferverbindung bestand. Die Knaben genossen nach überstandener Seefahrt in vollen Zügen die Tage auf dem herrlichen Eiland, wanderten zu Fuß um dasselbe, segelten zur Düne und brachten die Taschen voll von Muscheln,

Donnerkeilen, Feuersteinen u. dergl. mit nach Hause, fast alles für Marien bestimmt, welche nach ihrer Rückkehr mit glänzenden Augen die Schilderungen ihrer Erlebnisse anhörte. Das war eine neue Wunderwelt und lange der Gesprächsstoff der abendlichen Unterhaltung.

So schlossen die Knabenjahre Ferdinands mit einer unverlöschlichen Erinnerung. Er hatte über den engen Horizont des Hafens hinaus einen Blick getan auf das weite, für das Auge unbegrenzte Meer, auf welchem die Schiffskolosse wie Nußschalen erschienen und verschwanden, ihrem fernen Ziele zustrebend. Als er zum ersten Male an den Tisch des Herrn trat, sah er die Gestalt des Heilandes über den Wassern schweben. Dieser Zeitpunkt trat für ihn nach damaliger Sitte bereits nach vollendetem vierzehnten Lebensjahre 1852 ein.

Ferdinand trat als Lehrling in ein bedeutendes Handlungshaus, welches besonders nach Dänemark arbeitete, dessen Überschuß an landwirtschaftlichen Produkten großenteils den Weg über Hamburg nach England fand. Damit verknüpft waren Bankgeschäfte mit ihren weiterreichenden Verbindungen. Der Chef war dänischer Generalkonsul. Nach der alten Schule mußten die Lehrlinge zunächst Ordnung im Kontor halten, Wechsel und Briefe austragen und die abgehende Korrespondenz mit der Feder kopieren. Letzteres war eine mühselige Arbeit für aufgeweckte Köpfe, weil die Gedanken rascher

fliegen als die Feder. Es ist aber eine vortreffliche Schulung in der Korrespondenz und wird deshalb noch heute in einzelnen Kontoren neben der Kopiermaschine geübt welche damals eine Neuerung war. Ferdinand schrieb sehr fließend und rasch. Schon nach 10 Monaten wurde ihm leichtere Korrespondenz übertragen, zunächst in deutscher, dann in dänischer und englischer Sprache. So bildete er sich zu einem gewandten Korrespondenten heran. Der Hauptbuchhalter, Herr Bock, weihte ihn in die Elemente der doppelten Buchführung ein, war aber seinerseits überrascht durch die Leichtigkeit mit welcher Dorn nach neueren Methoden mit Hülfe des Dezimalsystems rechnete. Jetzt lernte der Buchhalter vom Lehrling, und dieser stieg in seiner Achtung.

Auf Veranlassung des Schwagers Reese trat Ferdinand mit Franz Michaelis nach der Konfirmation in die Hamburger Turnerschaft ein. Der Vater war einverstanden, aber die Mutter hatte anfangs Einwendungen. Reese widerlegte sie. „Ich bin auch noch eingetreten, es sind lauter wackere, tüchtige Leute darin. Moralisch kommen sie gewiß nicht zu Schaden. Und körperlich? Unkraut vergeht nicht. Sie lernen ihre Knochen gebrauchen. Das ist besser als Tanzunterricht. Dafür sind sie auch noch viel zu jung. Das ewige Sitzen auf dem Kontorbock drückt ja den Brustkasten zusammen." Damit stand er auf, reckte seine mächtigen Glieder und weitete die

Bruſt. „Sei ganz ruhig, Mutter, ſie kommen nicht zu Schaden. Morgen iſt Donnerstag. Jungs, ich hole Euch um halb acht ab. Ich will auch die Torſperre bezahlen.“

Ohne Turnfieber ging es freilich in der erſten Zeit nicht ab. Mutter Dorn ließ es ſich nicht nehmen, die Schultern ihres Augapfels mit Arnika einzureiben. Bald aber ſtrömte die Wohligkeit der erwachenden Kraft durch die Adern. Mutter und Schweſter empfanden ſie im Druck der Umarmungen und freuten ſich ihrer heimlich, wenngleich ſie ſtets zur Vorſicht ermahnten. Anſtatt auf die Tanzböden, ging es Sonntags hinaus zu Turnfahrten in Wald und Feld. Das ſöhnte das weibliche Element ganz mit der Turnerei aus. Nichts ſchätzen die Frauen höher als männliche Kraft, und mit wachſendem Stolz verfolgte Mutter Dorn die Entwickelung ihres Sohnes. Aber ſie ließ es ihn nicht merken. Nur der erhöhte Glanz ihrer Augen und der gemilderte Ton ihrer Rede verrieten, was in ihrer Seele vorging.

Marie empfand die Veränderungen am ſchmerzlichſten. Die traulichen Arbeits- und Plauderſtunden hatten aufgehört. Manche heimliche Träne ſtahl ſich auf die Handarbeit nieder, wenn ſie abends einſam der ſchönen Vergangenheit gedachte. Ihr Verkehr mit Lenchen Rath wurde häufiger und inniger.

Zu Weihnachten brachte Ferdinand ein ansehnliches Geldgeschenk und eine Belobung des würdigen Prinzipals mit nach Hause. „Bleiben Sie so dabei, junger Mann“ hatte dieser gesagt, „dann werden Sie Freude in Ihrem Beruf erleben.“ Und Freude empfand er schon jetzt, da er mit seinem ersten Gelde seinen Lieben Freude bereiten konnte. Die Worte des Prinzipals aber hoben sein Selbstvertrauen und seine Arbeitsfreudigkeit. Die Stunden vor der Kontorzeit benutzte er zum Studium der fremden Sprachen und war doch immer einer der ersten am Kontor. Außer im Dänischen, worin er täglich Übung hatte, vervollkommnete er sich im Englischen und lernte Spanisch. Französisch blieb im Hintergrunde.

Eines Morgens 7 Uhr ging er, noch halb im Dämmerlicht, zur spanischen Stunde nach dem Hopfenmarkt über die Trostbrücke. Da sah er hinter dem Geschäftshause, das an der Neuenburg lag, an der Fleetseite eine kleine Schute loswerfen, welche mit einer geringen Kornmenge beladen war. Ihm kam die Sache verdächtig vor, zumal die Führer der Schute keine regelrechten Everführer zu sein schienen. Er verfolgte das Fahrzeug mit den Blicken und sah, daß es unter der Catharinenbrücke nach dem Steckelhörnfleet einbog. Er lief spornstreichs nach durch den „Grimm“, und beobachtete, wie die Schute nach dem schmalen Fleet hinter den „Mühren“ abschwenkte und dort an einem Speicher

festmachte. Er ermittelte, daß im Vorderhause des Speichers ein Grobbäcker wohnte. Darauf lief er über die Reimersbrücke nach dem Hopfenmarkt, entschuldigte beim Lehrer seine Verspätung und ging dann ans Kontor.

Hier fragte er den Lagermeister, ob schon am frühen Morgen Getreide abgesetzt sei. Die Verneinung bestärkte seinen Argwohn und er berichtete über seine Wahrnehmungen. Der Lagermeister hörte aufmerksam zu und legte ihm dann Stillschweigen auf. Er wolle der Sache in der Stille nachforschen, es hätten sich schon seit längerer Zeit unerklärliche Fehlbestände, besonders auf den Roggenböden ergeben. Die vorsichtig mit Hülfe der Hafenpolizei eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein ungetreuer Wächter unter Vermittelung von Hehlern jahrelang Unterschleife begangen hatte. Die Verbrecher kamen hinter Schloß und Riegel, die Sache selbst wurde am Kontor geheim gehalten, um unliebsame Reklamationen und Prozesse zu vermeiden. Dorn wurde zum Prinzipal gerufen, der ihn wegen seiner Wachsamkeit belobte und ihm nochmals Stillschweigen auferlegte. Das Weihnachtgeschenk fiel in jenem Jahre besonders reichlich für ihn aus.

Im zweiten Winter nach der Konfirmation Ferdinands drang die Mutter auf Tanzunterricht. Im nächstfolgenden Frühjahr sollte Marie konfirmiert werden, für den folgenden Winter war also Tanzunterricht ausgeschlossen.

Sie berechnete auch als kluge Mutter, daß die Gefahren der Tanzstunde jetzt noch eher an Ferdinand vorübergehen würden. Ihre Voraussicht traf zu. Ferdinand war noch zu sehr Knabe und Turner, um viel Interesse daran zu nehmen. Er tanzte meist mit Marie, die ihrer Verwachsenheit wegen nicht leicht einen andern Tänzer fand. Franz Michaelis war kleiner geblieben und sollte mit dem Unterricht noch warten. Die damals bevorzugten Tänze waren langsamer Walzer (Tiroler), Schottisch (Ecossaise) und Française. Letztere wurde noch getanzt, nicht geschritten, und es wurde viel auf Grazie dabei gehalten. Ferdinand war froh, als der Unterricht zu Ende ging. Das erotische Element in ihm schlummerte noch gänzlich. Aber er hatte Gleichgewicht und bessere Haltung gewonnen.

Die Neujahrsnacht 1855 brachte eine der höchsten Sturmfluten des Jahrhunderts. Die Straßen der niederen Stadt waren nur mit Kähnen zu befahren, die Häuser standen metertief im Wasser.

Nach Verlauf der Fluten grassierten in den feuchten Wohnungen Masern, Scharlachfieber und Lungenentzündungen. Die Kinderkrankheiten waren bis dahin im Dornschen Hause glücklich verlaufen. Jetzt wurde aber Marie schwer vom Scharlachfieber befallen und behielt im Gefolge dieser tückischen Krankheit längere Zeit eine Gehörschwäche, welche ihren Augen zeitweilig

einen ſuchenden Ausdruck aufprägte. Sie blieb jedoch fröhlichen Gemütes, ſchloß ſich aber ſchwerer an und wurde ruhiger.

Vor Ablauf ſeiner dreijährigen Lehrzeit erbat ſich Ferdinand eines Tages Gehör beim Prinzipal und äußerte ſeinen Wunſch, zu Oſtern das Haus zu verlaſſen, um ſich eine Stellung in London zu ſuchen. Denn es drängte ihn mächtig hinaus in die Weite. Der Prinzipal ſchwieg eine Weile und ſah vor ſich hin.

„Setzen Sie ſich, lieber Dorn, ich möchte die Sache ruhig mit Ihnen beſprechen," ſagte er gütig. Dorn nahm beſcheiden Platz, befangen über die Auszeichnung. „Ich hatte gehofft, Sie länger bei mir zu ſehen und vielleicht dauernd an mein Haus zu feſſeln. Sie ſind erſt ſiebzehn Jahre alt, nicht wahr? Nun, ich kann Ihnen noch keine Stellung über den älteren Angeſtellten einräumen, und wie ich merke, wollen Sie das Avancement nicht abwarten. Ich habe nicht daran gedacht, daß Sie Hamburger ſind. Inländer finden eher hier das Ziel ihres Ehrgeizes. Sie wollen ausfliegen aus dem Neſt. Ja, ja, da gibt es kein Halten. Und Sie wollen nach einem Aufenthalt in London vermutlich noch weiter hinaus. Er det ſaaledes?" Er fiel in das Däniſche ſeiner Mutterſprache zurück. „Iſt das ſo? Nun wohl, ich werde ſehen, ob ich Ihnen behülflich ſein kann, eine paſſende Stellung zu finden. Ich werde an MacGregor's in London ſchreiben, die

haben auch Niederlassungen in Ostindien. Ist Ihnen das recht? Gut, dann tun Sie einstweilen nichts in der Sache, bis Antwort da ist. Reden Sie auch nicht darüber, außer mit Ihren Eltern." Dorn stammelte seinen Dank.

Er hatte bisher mit Niemandem von seinen Plänen gesprochen, auch nicht mit den Eltern, weil er diese nicht beunruhigen wollte. Der Vater war kurzluftiger als je, die Mutter war in Sorge um ihn, allein der erfahrene Hausarzt gab Ferdinand auf dessen Frage gute Hoffnung. Sein Vater habe eine kräftige Konstitution und könne bei seinem Leiden alt werden. So schwieg Ferdinand gegen Alle. Nach einiger Zeit wurde er zum Prinzipal beschieden und dieser eröffnete ihm, daß er zum 1. April bei MacGregor's in London mit 90 Pfund Gehalt eintreten könne. Ferdinands Herz pochte laut. „Sie können sich die Sache nochmals ruhig überlegen. Sagen Sie mir übermorgen Bescheid." Damit entließ er Dorn, der wortlos die ihm dargebotene Hand drückte.

Ferdinand teilte nun zunächst dem Schwager Reese das Vorgefallene mit und erbat dessen Rat. Dieser wollte aus der Haut fahren. „Und das hast Du alles mit Dir allein verhackstückt (ausgeheckt)? — Du kannst es noch weit bringen. Du bist ja ein Jesuit!" Damit schlug er auf den Tisch, daß es dröhnte. Dann wanderte er in der Stube auf und ab. „Garnicht zu glauben —

garnicht zu glauben — Verdorija! — Und nun ſoll ich Dir helfen, die Alten herumzukriegen? — War mi ſchön häuden! — Was wird Mutter für Augen machen! Und die arme Marie — haſt Du gar nicht an die gedacht?" — Er konnte ſich gar nicht beruhigen. Zuletzt rief er Reginen herein. Die faßte die Sache viel kühler auf. Ferdinand könne ja doch nicht ewig in Hamburg ſitzen bleiben, hinaus müſſe er doch einmal, und je länger es dauere, um ſo ſchwerer würde den Alten der Abſchied fallen.

So fand Ferdinand eine Hülfe, wo er ſie gar nicht erwartet hatte. Regine gab ihm ſogar recht, daß er ſolange geſchwiegen habe. Inzwiſchen hatte Reeſe ſich von ſeiner Überraſchung erholt und mußte ſeiner Frau recht geben. „Aber ſo'n Jeſuit, ſo'n Heimtücker! Verdorija!" Damit war er wieder bei ſeinem geliebten Plattdeutſch angelangt und grollend verzog ſich das Ungewitter.

Sie beratſchlagten nun, wie es den Eltern am beſten beizubringen ſei, und Regine ſchlug vor, ihnen von den Vorverhandlungen nichts zu ſagen, ſondern nur, daß Ferdinand eine gute Stellung nach London angeboten ſei, die er entſchieden annehmen müſſe. Wenn der Vater erführe, daß der Prinzipal einverſtanden ſei, ja, daß er Ferdinand für den Poſten ſelbſt vorgeſchlagen habe, würde der ſich ſchon beruhigen. Die Klagen der Mutter und Mariens müßten allerdings ertragen werden. So geſchah

es, und wie Regine vorausgesagt hatte, stimmte der Vater bald zu. Auch die Mutter fand sich leichter in das Unvermeidliche, als man erwartet hatte. Sie war aus zähem Holze geschnitten und machte sich bald mit der Ausrüstung Ferdinands zu schaffen. Aber dolchscharfe Blicke warf sie auf Reese, den sie im Komplott witterte. Marie weinte sich bei Lenchen Rath satt. Ihr fehlten die Worte. Lenchen tröstete sie so gut sie vermochte und weinte aus Sympathie mit. Sie mochte Ferdinand auch gern leiden, den sie aus den Mädchenerzählungen Mariens weit besser kannte, als dieser ahnte. Bald flossen ihre Tränen heißer, als diejenigen Mariens, und nun kam die Reihe des Tröstens an diese. Kindertränen sind die heißesten, aber sie trocknen auch am raschesten. Es lagen noch zwei Monate vor ihnen bis zur Abreise. Sie nahmen sich vor, Ferdinand während dieser Zeit das Leben noch so angenehm wie möglich zu machen. Lenchen kam öfter als sonst in das Dorn'sche Haus, das bald aufs neue von den munteren Mädchenstimmen wiederhallte.

Am Kontor verursachte die anscheinende Bevorzugung Dorn's anfangs einige Unzufriedenheit. Allein der Prinzipal schien das nicht zu bemerken, und der Buchhalter, dem Dorn den wirklichen Hergang anvertraute, hielt auch reinen Mund.

Auf dem Turnplatz fiel an seinem Fortgang nur sein jugendliches Alter auf. Er ging hinaus wie so viele

Andere, ein lieber Kamerad, den man schmerzlich vermissen würde, ein Pionier mit deutscher Treufestigkeit. Ferdinand nahm dort in den letzten Monaten noch fleißig am Fechtunterricht teil und übte sich im Pistolenschießen.

Kurz vor seiner Abreise ward er durch eine Einladung zu Tisch in das Haus des Prinzipals überrascht. Er fand dort seinen Platz neben einer jungen Tochter des Chefs, der sich nach dem Braten erhob und sein Glas auf eine glückliche Zukunft seines jungen Gastes leerte. Außer dem Oberbuchhalter waren keine anderen Gäste anwesend. Nach Beendigung des einfachen, aber gediegenen Mahles zogen sich die Herren zu einer Zigarre in das Billardzimmer zurück. Dorn lehnte dankend ab, da er nicht rauchte. Im Gespräch berührte der Kaufmann eingehend die Londoner Verhältnisse, die er aus eigener Anschauung kannte. Dann zog er aus seiner Brusttasche ein Kuvert mit einer Anweisung über einen Betrag, welcher dem Jahresgehalt eines jungen Kommis gleichkam. „Nehmen Sie das ruhig an, lieber Dorn," sagte er zu dem anfangs Sprachlosen, „als ein Zeichen meiner Anerkennung für die meinem Hause geleisteten Dienste. Wenn Sie nach Hamburg zurückkehren, vergessen Sie nicht, bei uns vorzusprechen."

Er entzog sich den Danksagungen Dorn's indem er die Gäste zu den Damen zurückgeleitete. Die Hausfrau erkundigte sich mit feinem Takt nach den Familien-

verhältniſſen Ferdinands, und in vertrautem Geſpräch flog raſch noch eine Stunde dahin. Dann erhob ſich Herr Bock zur Verabſchiedung und Ferdinand ſchloß ſich ihm an. Er begleitete Herrn Bock nach Hauſe und war froh, als er ſchließlich allein war. Sein Herz war übervoll, der Abſchied wurde ihm doch ſchwerer gemacht, als er geglaubt hatte. Er ging noch einmal um die Binnenalſter um ſich zu ſammeln, dann nach Hauſe, wo er ſich mit überſtrömender Ergriffenheit an die Bruſt des Vaters warf. Mit einem Schlage war ihm vor die Seele getreten, wie väterlich treu der leidende, wortkarge Mann ſeine Wege bis dahin geleitet habe. Es dauerte lange, bis er Worte finden und ſeine Erlebniſſe mitteilen konnte. Dann brach heller Jubel bei Mutter und Schweſter aus, und ſie kamen auch zu ihrem Recht auf eine Umarmung. Die Mutter disponierte gleich über den ganzen Betrag für Ferdinands Ausrüſtung, dieſer behielt ſich indeſſen die Verwendung desſelben vor und beſtimmte gleich die Hälfte davon für den Einkauf in den Verein für die Beſchaffung von Stellvertretern für den Militärdienſt. Die Sorge darum hatte ihm ſchon lange auf dem Herzen gelegen. Jetzt war er ein freier Mann. Die Ausrüſtung wollte er auf das geringſte Maß beſchränkt ſehen. „Bedenke doch, Mutter, daß ich nicht zu den Indianern, ſondern nach London gehe, wo ich alles beſſer und billiger kaufen kann als hier. Und in London muß ich mich nach

der engliſchen Mode kleiden.“ Dagegen konnte die Mutter nichts einwenden, dachte aber heimlich an das Unterzeug, das ſchon bereit lag.

Der Abend der Abfahrt war gekommen. Es war helle, ſcharfe Märzluft. Der Vater mußte zu Hauſe bleiben; der Mutter graute es vor dem nächtlich düſteren Waſſer. Von beiden nahm Ferdinand im Elternhauſe bewegten Herzens Abſchied. „Schreib gleich nach Deiner Ankunft!“ rief ihm die Mutter noch von der Haustreppe nach.

Das Gepäck war ſchon durch einen Jollenführer beſorgt. So ſetzte ſich die kleine Karawane, außer Ferdinand beſtehend aus Schwager Reeſe, Regine, Marie, Lenchen Rath und Franz Michaelis zu Fuß nach dem Hafen in Bewegung.

Am Johannisbollwerk hatte ſich eine kleine Anzahl ſeiner Turnfreunde eingefunden zum letzten herzlichen Händedruck. Der Steamer „Helen MacGregor“ lag zur Abfahrt bereit im Strom. Als die Jolle mit der Familie ſich in Bewegung ſetzte, erſcholl das markige Lied: „So ſcheiden wir mit Sang und Klang“ mit abgeänderten Worten kräftig aus den Turnerkehlen. An Bord auf Reeſe's Beſtellung noch ein ſteifer Schiffsgrog zur Stärkung gegen die kalte Nachtluft. Dann die ſchrille Bootmannspfeife: „Clear deck!“ Die letzten Umarmungen, wobei Lenchen in der Bewegung auch einen Kuß abbekommt, die Böte verlaſſen das Schiff.

„Heave anchor!“ Langſam ſetzen ſich die Schaufeln des Räderbootes in Bewegung zur Fahrt in die wogende See.

„Gut Heil!“ erſchallt es noch dreimal vom Strande. Schäme Dich nicht der Tränen, junger Deutſcher! Was Du hinter Dir läßt, wiegen alle Schätze Indiens nicht auf. Beiß die Zähne feſt auf einander!

Dritter Abschnitt.

London 1855–56.

Welthandel und freue Freundschaft.

„Denn fürwahr, nicht geringer als selbst
ein leiblicher Bruder
Ist ein treuer Freund, verständig und
edler Gesinnung."

London City war zu jener Zeit noch nicht von den breiten Verkehrsadern durchzogen, welche im Verlauf der langen Regierungszeit der Königin Victoria ausgebaut sind und noch immer verbreitert werden, seitdem die verschiedenen Munizipalitäten von London, Westminster, Southwark u. a. in dem London County Council vereinigt worden sind. Das Gewirre der engen Gassen endigte nach Westen in der stattlichen Leadenhallstreet, einer der bevorzugten Kontorstraßen. An einer schmalen Straßenfronte lag auf einem langen Hofplatz das zweistöckige Gebäude, welches den Kontorzwecken der Firma MacGregor ausschließlich diente. Hier war Raum, Licht und verhältnismäßige Ruhe. Hier meldete sich am 31. März Dorn und wurde zu einem Mr. Scott geführt, der hinter einer mannshohen Glaswand am Pulte stehend seiner Geschäfte waltete, den schwarzen Zylinderhut auf dem Kopfe.

„Well, Mr. Dorn, are you there? Call again to morrow at nine. Good day, Sir.“ — Das war der Empfang. Dorn sah sich wieder auf der Straße, geriet im Gedränge nach Billiterstreet und stieß im Gewühl mit einem jungen Manne zusammen, der an ihm vorübereilte. „Entschuldigen Sie!“ entfuhr es ihm. „Halloh, ein Deutscher!“ rief der Anrempler, indem er den Ankömmling scharf musterte und als solchen erkannte. „Noch fremd hier? Auch frühstücken? Einerlei wo? Dann kommen Sie mit — hier gleich um die Ecke!“ Er hockte auf einem Bock vor der Bar nieder und bedeutete Dorn das gleiche zu tun.

„Two stews, two ha'pints of ale.“ Zwei Teller mit Fleisch und Kohl, zwei Zinnbecher mit Ale erschienen. Ein Stück Käse beschloß die Mahlzeit, die in zehn Minuten beendet war. „Sie haben zehn Pence zu zahlen, kein Trinkgeld. Ich muß wieder ans Kontor, bin bei Schröder's, Leadenhallstreet, heiße Hermann Markus aus Hamburg. Und Sie? — “

„Ferdinand Dorn, auch aus Hamburg, trete morgen bei MacGregor's ein, auch in Leadenhallstreet,“ antwortete Dorn, sich rasch der Kürze anpassend.

„Halloh, da haben Sie Glück! Schon Wohnung?“ — „Noch im Hotel Upper Thames Street.“ — „Das ist zu teuer für Sie. Ich wohne billig und gut in Brompton, 18 Schilling die Woche mit breakfast und dinner. Es

ist noch Platz in dem Hause. Aber nicht rauchen! Holen Sie mich heut abend um sechs hier ab, dann fahren wir hinaus. Sie können sehen, ob's Ihnen gefällt. Auf Wiedersehen!" — Sie waren vor dem Schröderschen Geschäftshause No. 124 angekommen, der Begleiter verschwand im Eingang. Er war eine breitschultrige, stramme Erscheinung und trug schon einen schwarzen Backenbart, nach englischer Mode ausrasiert, mußte aber noch recht jung sein. Trotz des jüdischen Namens keine Spur von jüdischem Wesen. Dorn fühlte sich zu der neuen Bekanntschaft sehr hingezogen.

Er schlenderte nachdenklich Leadenhallstreet entlang, angeschrieen von den vielen Straßenhändlern, bog wieder nach Billiterstreet ein und kam auf den Markt, der innerhalb des Häuserblocks tagein tagaus dort abgehalten wird. Es waren enorme Quantitäten von Fleisch, Geflügel, Fischen, Obst und Gemüsen in dem engen Raum aufgestapelt. Es war noch nicht zwei Uhr und die Hauptverkaufszeit beginnt erst um fünf, zu welcher Zeit die Herren vom Kontor kommen und den Bedarf für die Mittagsmahlzeit mit nach Hause nehmen.

Er beachtete den Markttrubel wenig, ihm ging seine Wohnungsfrage im Kopfe herum und er dachte, wie angenehm es wäre, wenn diese noch heute erledigt werden könnte. Kurz entschlossen fuhr er nach dem kleinen Hotel zurück, ordnete dort seine Rechnung und ließ seinen

Koffer auf ein Cab laden, um seinen neuen Freund abzuholen. Es war noch reichlich Zeit bis 6 Uhr. Unglücklicherweise hatte sein Cabby aber ein störrisches Pferd, er mußte unterwegs einen anderen Wagen nehmen und kam darüber erst einige Minuten nach 6 Uhr in Leadenhallstreet an. Markus stand schon in der Haustür, und erleichtert atmete Dorn auf, als er ihn erblickte. Sie fuhren zusammen nach Brompton und unterwegs erzählte Dorn sein Abenteuer und wie er ihn aufs Haar verfehlt hätte. „Ich sehe, Sie sind rasch von Entschluß, Mr. Dorn, das mag ich leiden. Sie werden es nicht bereuen." Sie langten nach halbstündiger Fahrt an, und die Wirtin räumte Dorn ein Zimmer neben Markus ein. Er nahm gleich am Dinner teil und ging hernach an das Auspacken seiner Sachen. Es war ein einfenstriges aber ziemlich geräumiges Zimmer, ohne Verbindungstüren, mit einer Gaslampe.

Das Einräumen war bald bewerkstelligt. Ferdinand trug Sorge dafür, daß jeder Gegenstand von Anfang an den geeigneten Platz bekam, so daß er ihn zur Not im Dunkeln finden konnte. Zu seiner Freude hatte die Kommode oben eine Schreibeinrichtung mit verschließbarer Platte zum Herunterklappen. Dort konnte er Briefe und Schreibmaterial unterbringen. Er erbat sich von der Wirtin einen Hammer und einige Stifte, um die Bilder seiner Lieben an der Wand zu befestigen. Darüber

brachte er im Bogen ſeinen Turnergürtel an, als Markus eintrat. „Hallo, auch Turner? Von der Hamburger Turnerſchaft vor dem Steintor? Da ſind wir ja gleich Duzbrüder. Schlag ein, mein Junge! Ich bin bis 1852 auch auf dem Turnplatz geweſen. Da iſt geſunde Luft, beſſer als hier beim football. Biſt Du bald fertig? Ich habe heute morgen einen guten Zug getan, als ich Dich auffiſchte. Ich habe bei J. H. Schröder & Co. in Hamburg gelernt, für welche mein Vater Everführer iſt. Nach drei Jahren bin ich nach London gekommen, wo ich nun auch ſchon drei Jahre lang bin. Mit dem Avancement geht's anfangs langſam, ich habe jetzt erſt 120 Pfund, das iſt nicht viel hier. Später geht es raſcher. Bei MacGregor's wirſt Du es beſſer haben, die brauchen immer Leute für Indien. Aber ſtramm gearbeitet wird da auch. — Chamiſſo's Gedichte? Die mußt Du mir mal leihen, ich möchte gern wieder Salas y Gomez leſen. Biſt Du fertig? Stell den Koffer nur auf die Seite, der kann morgen auf den Hausboden kommen. So, nun ſetz Dich gemütlich zu mir, da kommt der Tee, ich habe meinen auch hierher beſtellt. Ich hole meine Rumflaſche, dann wollen wir gemütlich plaudern. Ich kann Dir manchen Wink für das Kontorleben geben." Er kehrte bald zurück. „Vor allen Dingen merke Dir eins. Tue das, was Dir aufgetragen wird, ſo gut Du es vermagſt. Bekümmere Dich nicht um andere Sachen. Halte Deine Augen offen,

aber behalte für Dich was Du siehst. Und Du wirst vieles sehen, was Dir fremd ist. Die Grundregel im hiesigen Geschäftsleben ist: Mind your own business. So, das ist die Hauptsache, anderes hat Zeit. Nun erzähle mir von Deinen Erlebnissen, was Du mir nach so kurzer Bekanntschaft vertrauen magst." Dorn hatte nichts zu verbergen. Er erzählte ohne Ausschmückung den Verlauf seiner Lehrzeit. Als er am Schlusse auf die Umstände bei seinem Scheiden aus der Lehre kam, wie der Prinzipal ihm selbst die Stellung bei MacGregor's erwirkt habe, und mit welchem Anfangsgehalt er engagiert sei, brach Markus in helle Verwunderung aus.

„Du bist ja ein Glückskind! Neunzig Pfund für das erste Jahr nach der Lehre! Da muß Dein Alter warm für Dich eingetreten sein! Aber Mr. Scott wird auch was von Dir verlangen. Die Schotten verschenken nichts. Halt die Ohren steif, mein Junge — and mind your own business." — Die neuen Freunde trennten sich; Dorn schrieb noch nach Hause.

Am andern Morgen war er pünktlich auf seinem Posten. Mr. Scott wies ihm sein Pult an und stellte ihn den Kollegen vor. Dann hieß er ihn warten. „Want a paper?" fragte ihn sein Pultnachbar und schob ihm die Shipping Gazette hin, die schon verschiedentlich angekreuzt war. Daraus ersah Dorn, welche Expeditionen die Firma zunächst interessierten. Dann wurde er zu

Mr. Scott gerufen, der ihm ein halbes Dutzend Briefe zur Beantwortung übergab, auf denen in Kürze die Art der Antwort mit Blei vorgeschrieben war. Dorn nahm sich zusammen und tat keine nähere Frage. Er sah jeden einzelnen Brief vor der Beantwortung scharf durch, und nach 1½ Stunden legte er die fertigen Antworten Herrn Scott vor. Dieser sah sie einzeln genau durch, bei dem letzten, dem längsten, machte er zwei Änderungen in präziserer Form und hieß ihn umschreiben. Das war bald geschehen. Dann gab er Dorn sechs weitere Briefe zur Beantwortung, indem er bemerkte, daß zwischen 12 und 1 Uhr eine halbe Stunde für Lunch frei sei. So verfloß die Zeit bis fünf Uhr mit Pausen, welche Dorn, der von Markus erhaltenen Mahnung eingedenk, ruhig abwartete. Dann entließ ihn Mr. Scott, wie er schon vorher einige andere entlassen hatte. Es sei genug für heute. „Good evening, Sir." Kein weiteres Wort.

Dorn hatte Markus beim Frühstück nicht angetroffen. Es war noch fast eine Stunde bis 6 Uhr, und diese benutzte Dorn dazu, bei den letzten Abendstrahlen der Frühlingssonne zu Fuß nach Brampton zu spazieren. Er wählte den Umweg über Trafalgar Square, diesen imposanten Ruhmesplatz, dessen Größenverhältnisse gegen die enge Bebauung Londons besonders abstechen. Er hatte noch vollauf Zeit vor Tisch, sich vom Staube der City zu befreien. Markus war auch guter Dinge, und

beide ließen sich die kräftige Kost gut schmecken. Markus, der nach Tische gern ein Pfeifchen rauchte, was die Wirtin im Hause nicht gestattete, schlug noch einen Spaziergang vor, dem sich Dorn gern anschloß. Den Tee nahmen sie wieder gemeinsam, und Markus hörte mit Interesse den Bericht über den Verlauf des ersten Geschäftstages.

»Want a guide of London?« fragte der Pultnachbar am andern Morgen, als Dorn einige Zeit auf Beschäftigung warten mußte, und schob ihm ein abgegriffenes Exemplar zu, das ein Vorgänger zurückgelassen hatte. Das Anerbieten bestätigte, was Markus gesagt hatte. Es wurde nicht von ihm erwartet, daß er seine Zeit anderweitig für das Geschäft nutzbar machen sollte. Er studierte die Londoner Dockanlagen, als Mr. Scott ihn rief. Heute waren die Aufgaben geringer an Zahl, aber größer an Umfang. Dorn merkte, daß seine Fähigkeiten auf die Probe gestellt wurden, und daß er die erste bestanden habe. »Ask me, if you want information.« Dorn fand sich ohne zu fragen mit den Aufgaben ab, und Mr. Scott nickte befriedigt. Dorn wurde zuversichtlicher, gewann bald Routine und auch die Freiheit, über verwickelte Fragen Auskunft zu erbitten.

Sonntag kam heran. Am Vorabend beeilte sich jeder, so früh wie möglich seine Arbeit zu beenden.

Mr. MacGregor, der Hauptchef, dem Dorn erst am dritten Tage vorgestellt worden war, fuhr schon um

1 Uhr auf seinen Landsitz. Um 3 Uhr verließ Mr. Scott seinen Platz, und damit war auch Dorn frei. Er eilte zu den Docks, um wenn möglich ein Werktagsbild der Riesenanlagen zu erhaschen, allein aus den Toren strömten ihm bereits die Arbeiterschaaren entgegen, die auch schon Feierabend hatten. Dasselbe traf in der City zu, wo die Läden schon um 2 Uhr geschlossen waren. Nur die Eßwarenverkäufer hatten offen ihre Stände bei heller Gasbeleuchtung weit auf die Straßen ausgebaut und wurden von der Menge für die Einkäufe zum Sonntag umlagert. Mit Mühe erlangte Dorn einen Platz auf dem Omnibus. Abends erfuhr Markus von dem mißlungenen Versuch.

„Ich habe dieselbe Erfahrung gemacht und hätte Dich vorher warnen sollen. Aber jeder muß hier sein Schulgeld bezahlen, bevor er lernt, sich in die Verhältnisse zu schicken. Ich bin nun drei Jahre hier. Glaubst Du, daß ich mehr als einen flüchtigen Blick in die Museen und Galerien getan habe? Sonntags geschlossen. Sonnabend nachmittags geschlossen. An den anderen Tagen habe ich bis 6 Uhr zu tun. Woher soll ich die Zeit nehmen? Ich gehe wie der Esel zwischen den Heubündeln. Ein Theaternarr bin ich nicht. Wir können morgen nach Westminster Abbey gehen und dort einen Blick in die Geschichte dieses Landes tun, die von Blut trieft. Sonst bleibt uns nur Brompton Oratory

übrig, und der katholische Gottesdienst ist nicht nach meinem Geschmack. Richmond Park und Kew Gardens, das ist meine Sonntagserholung. Deshalb wohne ich auch in Brompton." Er goß sich noch etwas Rum in den Tee. „So gehen die Jahre hin. Wenn ich nicht im Sommer drei Wochen Urlaub hätte, um Vater und Mutter wiederzusehen, wäre ich längst davongelaufen."

Er starrte in die Kaminglut. Dorn folgte seinen Blicken. Die Erinnerung an die Heimat ergriff ihn. Er sah in den verglimmenden Kohlen das Bild des zurückgelassenen häuslichen Kreises und wurde weich. Auch Markus war bewegt.

„Du mußt wohl so ein Stück von der Heimat an Dir gehabt haben, das mich bewegte, Dich so impulsiv in Billiterstreet anzureden. Das verlernt sich hier sonst. Komm', trink' mal 'n Schluck auf die Lieben daheim! — Und dann dreh' mal das Gas klein. Das Kaminfeuer ist noch das Beste, was die Engländer haben. Ich habe stundenlang davor gesessen, einsam, und mich in die liebe Heimat zurück geträumt. Nun bist Du da, und man kann auch ein Wort reden. Wie sieht Dein Vater aus, Deine Mutter und Deine Schwester?"

Dorn holte die Daguerrotypen von der Wand und gab Erklärungen. Er wollte das Gas wieder hochdrehen.

„Ja nicht, ja nicht, ich ſehe ſo genug.“ Und im vertrauten Geplauder verfloß der erſte gemeinſame Sonnabend Abend in London.

Der Sonntag war trübe und regneriſch. Die Freunde gingen nach Weſtminſter Abbey.

„Was haſt Du denn da für einen obſoleten Regenſchirm? Gut, daß Du ihn aufſpannen kannſt. Ich könnte ja ſonſt kaum mit Dir über die Straße gehen, noch dazu am Sonntag Morgen. Der Regenſchirm gehört hier zur Toilette wie Handſchuhe und Hut, Rock und Paletot. Du ſiehſt recht vorſündflutlich aus in Deinem Sonntagsſtaat. Ich muß wohl etwas für Deinen äußeren Menſchen ſorgen. Zunächſt kaufe Dir morgen bei Sangſter in Fleetſtreet einen anſtändigen Regenſchirm. Nimm gleich einen für eine Guinee, das bringt ſich ein.“

In der Kirche wurde Dorn durch den glockenreinen Knabenchor gefeſſelt, welcher dem Gottesdienſt vorangeht und nachfolgt. Er war entzückt. Markus war weniger muſikaliſch veranlagt, aber ein guter Cicerone nach Schluß des Gottesdienſtes unter den geiſtigen Heroen, welche den letzten Ruhe- und Ehrenplatz dort gefunden haben.

Sie gingen nach Hauſe und fanden das Mittageſſen nach engliſcher Sonntagsſitte um ein Uhr zum Auftragen bereit. Abends kalte Küche mit Tee. Das Wetter blieb regneriſch, und ſie brachten die Zeit hin, ſo gut ſie

konnten. Ferdinand ſchrieb nach Hauſe auf Poſtverdruß, denn das Porto war noch teuer und er merkte ſchon, daß das Geld in London runder ſei als daheim.

Das Oſterfeſt kam heran. Gründonnerstag war Feiertag, Charfreitag und der zweite Oſtertag Arbeitstage. Die Weihe fehlte, es ging alles in Förmlichkeiten auf. Charfreitag abend ging Dorn allein in das Oratory und war überraſcht durch den geheimnisvollen Zauber, der über dem Gottesdienſte lag. Die von einem Prieſter mit weicher Baritonſtimme geſungene Liturgie, beantwortet von gemiſchten Chören, übten einen mächtigen Einfluß auf ihn. Er erkundigte ſich und erfuhr, daß der Dienſt von dem in anderen katholiſchen Kirchen abweiche und nach dem Muſter des heiligen Philippus Neri eingerichtet ſei.

Dorn fühlte bald feſten Boden unter den Füßen am Kontor. Die Aufgaben überſtiegen nicht ſeine Kräfte, aber ſie waren abwechſelungsreich genug, um ſeinen Geiſt vollauf zu beſchäftigen. Die Arbeit flog ihm von der Hand, und er hatte öfter eine Stunde vor ſechs Feierabend. Dieſe benutzte er gern, um in Hyde Park die Auffahrt der Equipagen und in Rotten Row das Tummeln der Reitpferde zu bewundern. Ein immer wechſelndes, farbenreiches Bild, an dem man ſich nicht ſatt ſehen kann. Der Mai war gekommen, die Bäume prangten im Frühlingsſchmuck, die Gartenanlagen in bunter Blüten-

pracht bereicherten die Luft mit süßen Düften. Am Aufstau des Serpentine River spielten die Scharen der kostbar gekleideten Kinder. Die season war auf ihrem Höhepunkt angelangt. London zeigte sich in seinem höchsten Glanze.

Markus holte ihn öfter in Hyde Park ab. Manch wohlgefälliger Blick aus schönen Augen mit langseidigen Wimpern fiel auf die stattliche, bärtige, tadellos gekleidete Erscheinung. Er schien es nicht zu bemerken, nur unbewußt reckte er sich bisweilen höher, wenn eine Dame sein Gefallen erregte. Dorn war jetzt auch nach englischem Schnitt gekleidet. Seine Gesichtsfarbe hatte einen etwas gelblichen Ton angenommen mit einem Anflug von feinen Sommersprossen, die seinen Teint vertieften. Von Bartwuchs zeigte sich noch keine Spur.

Wenn beide in gleichem Schritt und in guter Haltung sorglos Arm in Arm dahinschritten, fiel der Unterschied zwischen der ausgeprägt männlichen und der Jünglings-Erscheinung auf.

Eines Tages entfiel einer jungen Dame der Sonnenschirm aus einer glänzenden Equipage. Dem behenden Dorn gelang es, den mit kostbaren Spitzen besetzten Luxusgegenstand vor den Hufen der nächstfolgenden Wagenpferde zu bewahren. Der Wagen hatte angehalten. Dorn säuberte den Schirm durch Auf- und Zuklappen

von dem Staube und überreichte ihn mit gelüftetem Hut der Eigentümerin, welche mit einer anmutigen Kopfneigung dankte.

„Das war der Wagen der duchess of Teck, Du wirst wohl nächstens mit einer Einladung zu Hofe beehrt werden!“ neckte ihn Markus bei ihrem Wiederzusammentreffen. Die blieb nun zwar aus, aber wenn Ferdinand in der Folge den Wagen mit der Insassin sah und seinen Hut zog, erhielt er jedesmal einen freundlichen Dank.

Markus tanzte gern und flott. Damals waren Cremorne gardens ein viel besuchtes Gartenetablissement mit Theatern, Tanzsälen, Schießständen und dergl. An schönen Sommerabenden wurde auch im Freien getanzt. Um ein gedecktes Orchester mit starker Besetzung gruppierten sich die Tanzpodien, die eifrigen Zuspruch fanden. Die Beleuchtung fand noch mit farbigen Öllämpchen statt, die wie Glühwürmchen die Blumenbeete einfaßten und guirlandenartig die Baumreihen verbanden. Hier war Markus Donnerstag abends regelmäßiger und gern gesehener Gast, der den beliebten Caledonian Contretanz meisterhaft tanzte. Dorn begleitete ihn gern und erfreute sich an dem belebten Bilde. Am Tanzen beteiligte er sich nicht, opferte aber manchen Shilling in den Pistolenschießständen.

Der Sommer schritt vor. Sonntags brachen die Freunde mit der Sonne auf und erreichten noch in der

Taufrische bei Twickenham das Themse-Ufer. Von dort weiter nach Richmond Park mit den herrlichen alten Bäumen und der ländlichen Teehütte. Oder nach Kew-Gardens, nach Hamptoncourt, nach Windsor Castle. Markus machte sich ein Vergnügen daraus, Dorn auf die richtigen Wege zu bringen. Als aber die Hitze zunahm, fiel er auf den Angelsport zurück, welcher ihm in seinen einsamen Jahren über manche Stunde der Langenweile hinweggeholfen hatte. Sie mieteten ein flaches Boot mit zwei Rohrstühlen, schlugen an einer geeigneten Stromstelle zwei Pfähle in den Grund, durch welche das Boot in ruhiger Lage erhalten wurde und brachten im Schatten überhängender Bäume die heißen Tagesstunden zu. Der Strom war fischreich, und bei guter Unterweisung hatte auch Dorn Erfolg. Dennoch konnte er dem Sport kein rechtes Vergnügen abgewinnen, und als Markus seine Ferienwochen bekam und nach Hause reiste, steckte Dorn das Angeln auf.

In Kew Gardens fand er eine vollständige Sammlung aller bekannten Nutz- und Luxushölzer in gespaltenen, gesägten und polierten Abschnitten. Je öfter er die Sammlung sah, um so höheres Interesse gewann er an derselben. Er verschaffte sich einen Katalog und studierte denselben inbezug auf die Stammländer, die Häufigkeit des Vorkommens und die Exportplätze. Den aus Indien stammenden Arten schenkte er besondere Beachtung. Unter

ihnen stand das Teakholz an erster Stelle vermöge seiner Bedeutung für den Bau von Schiffen, zu welchem damals noch überwiegend Holz verwendet wurde. Das Teakholz wird für diesen Zweck hochgeschätzt wegen seiner Dichtigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe der Bohrwürmer. Es wird auch gern zu Mobilien verwendet, und überdauert in dieser Verarbeitung selbst in den Tropen alle anderen Holzarten. Das feine aromatische Sandelholz, sowie das gröbere Kamphorholz entgingen nicht seiner Aufmerksamkeit. Die Kustoden von Gallerien und Museen bemerken leicht das Interesse regelmäßiger Besucher, freuen sich dessen in dem Strome der Gaffer und sind gern bereit, Auskünfte zu erteilen, auch auf besonders sehenswerte Objekte aufmerksam zu machen. So erfuhr Dorn auf seine Fragen leicht, was ihm wissenswert erschien und mehr.

Der Kustos öffnete die Schränke, nahm Abschnitte zur genauen Untersuchung heraus und führte ihn in eine andere Abteilung, in welcher die aus den Hölzern und anderen Pflanzenstoffen gewonnenen aetherischen, fetten, harzigen und gummiartigen Substanzen systematisch geordnet waren.

Eine weitere Abteilung beschränkte sich auf Lacke, worunter Schellack, Kopal, Damar hervorzuheben sind. Eine folgende auf Farben mit Saffran, Krapp, Indigo als Grundlagen. Noch eine andere auf Gewebstoffe aus

allen Pflanzengebieten: Hanf, Leinen, Baumwolle, Palmbaſt, Kokosfaſern, Jute. Zu jeder Gruppe gehörten Schränke mit ſauber geordneten Herbarien und Beſchreibungen über das Vorkommen der Pflanzen wildwachſend, und über die Art der Kultur.

Der Kuſtos erbot ſich, ihn in die Abteilungen für Tee, Kaffee, Kakao und Brotfrüchte zu geleiten und den verwaltenden Beamten vorzuſtellen. Dorn war indeſſen von dem Geſehenen bereits überwältigt; er lehnte daher für heute dankend ab und verabſchiedete ſich.

Der Kuſtos lud ihn ein wiederzukommen und ſtellte ſeine Dienſte weiter zur Verfügung. Dorn hatte eine ähnliche Empfindung, wie beim erſten Anblick des unbegrenzten Meeres. Hier eröffnete ſich ihm eine ſchrankenloſe Perſpektive des menſchlichen Wiſſens, welches alle Ausſtellungsräume durchflutete. Kew Gardens hielten hinfort ſeinen Geiſt gefangen. Die Langeweile an Sonntagen war ein überwundener Standpunkt.

Im erſten Jahre hatte Dorn kein Anrecht auf Ferien. Er brannte vor Begierde, die Londoner Dockanlagen im Werktagsbilde zu ſehen, und als er eines Tages einen Brief zu beantworten hatte, in welchem beſondere Sorgfalt bei der Verladung von Gütern anempfohlen wurde, wagte er es, Herrn Scott anzubieten, ſelbſt hinauszugehen und ſich von der richtigen Verſtauung zu überzeugen. „Mind your own business, Sir", erwiderte Mr. Scott,

doch nicht unfreundlich. „You want to see the Docks, ay ? Well, I'll give you a few holidays end of next week." Dorn sah sich durchschaut, war aber glücklich, als er Donnerstag, Freitag und Sonnabend der folgenden Woche frei bekam.

Er bestimmte den ersten Tag für die Dockanlagen, einen für das britische Museum und die National-Gallerie und einen für die Bibliothek, die Münze und die Timesdruckerei. Seine Dispositionen wurden etwas durchkreuzt durch die auf sein Ersuchen prompt einlaufenden Erlaubniskarten, in welcher die Besichtigung der Münze auf Donnerstag 10 Uhr, diejenige der Timesdruckerei auf Freitag 10 Uhr vormittags angesetzt war. So blieb für die Dockanlagen nur der Sonnabend übrig. Er brach zeitig am Morgen auf und es gelang ihm auf Grund seiner Vorstudien einen Überblick zu gewinnen.

Der Tag war sehr heiß. Er beschloß frühzeitig mit den feiernden Arbeitern nach Hause zurückzukehren. Dort angekommen nahm er ein Bad und warf sich angekleidet aufs Bette. Er gedachte zum Dinner wieder aufzustehen, allein er verschlief das Glockenzeichen und erwachte erst, als der Tee gebracht wurde. Er fühlte sich geistig und körperlich erschöpft wie noch nie. Er ließ den Tee unberührt, bestellte einige Zitronen für Limonade und nahm zum ersten Male Zuflucht zu seiner Reiseapotheke, welche der Hausarzt vor seiner Abreise kompendiös zu-

ſammengeſtellt hatte. Er nahm Baldriantropfen und Salzſäure, ſtellte ſich Limonade für die Nacht zurecht. Dann legte er ſich wieder hin und ſchlief zunächſt den Schlaf der Ermattung. Dann begann der Geiſt wieder zu arbeiten. In verworrenen Bildern ſpiegelten ſich in ſeiner Seele die Eindrücke der letzten Tage, und unruhig wälzte er ſich auf dem Lager. Zuerſt erſchien Buddha, in himmliſcher Ruhe thronend über dem Rade der Zeit, das ſich langſam bewegte, getrieben von dem Eber, der Schlange und der Taube .... allmählich nahm das Rad die Form der rotierenden Zeitungspreſſe an .... mit ihm rotierte zunächſt eine, dann unzählige chineſiſche Teufelsmasken, welche Ströme von Goldmünzen in den aufgeſperrten Rachen eines lauernden Krokodils ſpieen .... der gelbe Strom dehnte ſich zum Meer .... zur Wüſte .... ausgeſtreckt in ihr der Rieſenleib der Sphinx mit dem unendlich leeren Menſchenantlitz, das teilnahmlos einen langen Wagenzug an ſich vorbeirollen ließ, beladen mit Mumien, Atlanten und Folianten .... ein unabſehbarer Dſchungelwald .... ein reichgeſchirrter Elephant, auf ihm ein Rajah, mit dem Speer einen Tiger durchbohrend, der ſich an den Schultern des rieſigen Tieres feſtgekrallt hatte .... ein indiſcher Treiber von einer Boa umſtrickt .... Reis und Zuckerfelder, Baumwoll- und Indigoplantagen .... Bild auf Bild wechſelte .... wieder das Meer .... ein Linienſchiff unter vollen Segeln

legte am Dock an .... ihm entstürmte eine Rinderherde .... ein Stier kam mit gesenkten Hörnern auf ihn zu .... mit einem Aufschrei fuhr er im Bette empor .... es war dunkle Nacht ....

Dorn machte Licht, wusch sich, nahm zwei Chininpillen, legte ein nasses Tuch um den Kopf und schlief ruhiger bis in den hellen Morgen. Die Wirtin erschien, erstaunt über das ungewöhnliche Zeitverschlafen ihres Mieters und schon beunruhigt durch sein gestriges Ausbleiben bei Tische. Sie erzählte, daß in der Zeitung viele Fälle von Sonnenstich gemeldet seien und empfahl Ruhe, schickte aber Tee und mehr Zitronen. Ferdinand erhob sich und erschrak über sein Aussehen, als er sein Haar ordnend einen Blick in den Spiegel tat. Sollte er auch von der Sonne getroffen sein? Er schrieb kurz nach Hause was er sonst ausführlich jeden Sonnabend zu tun pflegte, erwähnte nichts von seinem Unwohlsein und verwies auf Markus' Berichte.

Dann ging er mit sich zu Rate, nahm wieder ein Bad und noch zwei Chininpillen und brachte zwischen Wachen und Träumen den Tag im Bette zu. Am andern Morgen wollte er wie gewöhnlich zu Fuß ans Kontor gehen, sah sich indessen wegen seiner Schwäche genötigt, ein Cab zu nehmen.

Am Kontor fiel sein Aussehen auf, und die Kollegen erkundigten sich. Mr. Scott sah ihn scharf an. „What's

o Duveneck.

the matter with you? a sunstroke? And you mean to do your work nevertheless? No Sir, I won't take the responsibility. You want medical care. You would prefer a scotch physician? Who told you? Your hamburg doctor? Must be a clever man. Jack, the directory! Now we shall see. There is Dr. Dobson living in Brampton. He is scotch, a roman Catholic, but never mind. Follow his orders and come back again, when you are all right. Good morning, Sir."

Der Arzt verordnete mehr Chinin, Eisumschläge und Bettruhe. Dennoch kehrten die Fieberphantasien zurück, und mit ihnen das Bestreben, das Bett zu verlassen.

Am Dienstag morgen kehrte Markus von Hamburg zurück. Er bekam keinen geringen Schreck, als er den Freund bettlägerig fand, faßte sich aber schnell und trug durch sein sicheres Auftreten viel zur Unterstützung des Arztes bei. Er konnte den ganzen Dienstag noch dem Kranken widmen, am Mittwoch mußte er wieder ins Geschäft. Das wirkte ansteckend auf den Kranken, er wollte durchaus am Donnerstag auch wieder anfangen. „Hoho, damit wir am Freitag den schönsten Rückfall erleben, nicht wahr, mein Junge? Der neunte Tag ist kritisch, sagt der Doktor. Den müssen wir jedenfalls abwarten, dann werden wir weiter sehen. Also Geduld liebe Seele!"

Und er verkürzte ihm die Zeit durch eingehende Berichte über Vater, Mutter und Schwester, selbst die Hauskatze vergaß er nicht. Das wirkte beruhigend wie Balsam auf das Gemüt des Kranken, und dankbar sah dieser dem Freunde in die Augen. Markus hatte sich auch mit dem Schwager Reese angefreundet und erzählte von ihm und aus der Hafengegend manch drolligen Schnack. So wurde der gefahrdrohende neunte Tag glücklich überstanden. Das Fieber war gebrochen, allein die Schwäche des Kranken verbot das Aufstehen von selbst. Es galt nun die gesunkenen Kräfte wieder zu heben. Der Vater hatte eine Anweisung über 15 Pfund gesandt. Der Arzt konnte die zweckdienlichsten Anordnungen treffen. Er bestellte eine Pflegerin, zur genauen Überwachung der Nahrungsaufnahme. Zunächst nur flüssige Speisen, den vortrefflichen beeftea, Kalbsfußgelee, Honig und Milch alle zwei Stunden in mäßigen Zumessungen, sodaß der Patient immer Appetit behielt. Keine Medikamente mehr. Allmählig der Übergang zu festeren Speisen: Austern, Seezunge, Hühnchen u. dergl. begleitet von einem Schluck alten Madeira's. Unterstützt durch lauwarme Bäder tat die Diät Wunder und im Verlauf der Woche fühlte Ferdinand neues Blut durch seine Adern strömen. Dazu kamen die teilnahmsvollen Briefe aus der Heimat, diejenigen der Mutter und Mariens oft mit Thränenspuren. Schwager Reese empfahl als Kopfbedeckung für die nächste

Zeit einen Turban. Die Türken wären ganz verständige Leute. (Er selbst trug abends gern eine Pelzkappe.) Die Pflegerin unterhielt ihn mit katholischen Legenden, besonders aus dem Leben des tatkräftigen Philippus Neri.

Als sie erfuhr, das Dorn den Gottesdienst im Oratory schon besucht habe und von seiner Erhabenheit ergriffen worden sei, schmuggelte sie einen jungen Priester zur Unterstützung ihrer Zwecke an das Krankenlager, der mit feinem Takt langsam in seiner Propaganda vorging. Dorn verhielt sich passiv. Eines Abends überraschte Markus den Priester am Krankenlager und überschaute mit einem Blick die Situation. Ohne ein Wort zu sagen, packte er den Eindringling an beiden Ellbogen wie in einem Schraubstock und schob ihn mit solcher Gewalt gegen die Tür, daß dessen Nase einen Abdruck der Türkehlung bekam. An der Haustür überhob er ihn der Mühe über die Schwelle zu gehen durch eine kombinierte Arm- und Kniebewegung. Der Gemaßregelte flog gegen das eiserne Gitter der Hausbrücke, hielt sich dort krampfhaft fest und blieb lange in nachdenklicher Stellung, bis er sich über die Richtung des Weges nach seiner Klausur klar wurde.

Ohne Geräusch schloß Markus die Haustür und ging auf sein eigenes Zimmer. Er fühlte innerlich Befriedigung über sein Tun und reckte die Glieder, wie wenn er gern noch einmal anfangen würde.

Als der Arzt kam, benachrichtigte er dieſen von dem Vorgefallenen und forderte ihn auf, die Pflegerin zu entlaſſen. Das tat dieſer, ohne eine neue einzuſtellen, denn die Gefahr war vorüber.

Dorn freute ſich der Löſung; er würde niemals ſein Glaubensbekenntnis wechſeln. Bald durfte er einige Stunden außer Bette zubringen und überwand die erſten Gehverſuche mit Markus Hülfe. Er widmete ſich mit neuerwachender Lebensluſt der vorgeſchriebenen Nahrungsaufnahme, erhielt bald mehr Auswahl und tat ſich an kräftigeren Speiſen weidlich gütlich. Die erſten Spaziergänge in der Septemberſonne brachten ſein Blut wieder in Wallung, und er hielt ſich ſtundenlang in dem ruhigen St. James's Park auf.

Die Lieben daheim wurden darüber nicht vergeſſen. Er ſchrieb mit überſtrömendem Dank an den Vater, mit Liebe an Mutter und Schweſter und ſchickte an Schwager Reeſe eine Photographie, welche ihn mit einem Turban bedeckt vorſtellte, desgleichen an Franz.

Vier Wochen nach ſeiner Erkrankung konnte Dorn ſeine Berufspflichten wieder aufnehmen. Länger konnte ihn Markus nicht zurückhalten, der bis dahin die Berichterſtattung an Mr. Scott beſorgt hatte. Dieſer begrüßte Dorn warm und erkundigte ſich nach Doctor Dobſon. Die Kollegen ſchüttelten ihm die Hand und beglückwünſchten ihn.

Dann ging es wieder an die Arbeit. Er fand wenig für sich zu tun, denn es war nötig gewesen, eine Hülfskraft für ihn einzustellen. Dorn wurde stutzig, allein Mr. Scott beruhigte ihn. Er solle die Muße benutzen, sich weiter zu kräftigen. Er würde zum Oktober in das Bombay-department versetzt werden. »I am sorry to lose you, but you are wanted up stairs.« Er war bisher im home-department tätig gewesen.

Am 1. Oktober ward er zum Chef beschieden. Dieser überwies ihn an den Leiter der Bombay-Abteilung mit der Eröffnung, daß er hinfort 120 Pfund Salair beziehen werde. Mr. Brunton, sein neuer Vorgesetzter, nahm ihn gleich mit in die oberen Räume, stellte ihn seinen Mitarbeitern vor und wies ihm seinen Platz an. Es gab gleich viel zu tun, denn der Abgang der Overland mail war nahe.

Am Abend nahm Dorn eine Flasche alten Madeira's mit ins Quartier, um das Ereignis mit Markus zu feiern. Dieser kam ihm indessen mit einer Einladung auf sein Zimmer zuvor und berichtete bei einer Flasche Clicquot, er sei in einen höheren Posten mit 180 Pfund Gehalt aufgerückt. In bester Laune schrieben beide nach Hause.

Der Oktober brachte noch schöne Herbsttage und Sonntagsausflüge in die Umgegend. Der trübe November kam, und die Freunde nahmen das Schachspiel als regel-

mäßige Abendunterhaltung auf. Bald fühlten sie das Bedürfnis, sich systematisch mit dem Spiel zu beschäftigen und kauften zu diesem Zweck das Philidor'sche Schachbuch. Die Studien verschafften ihnen Abwechselung in reichem Maße und halfen ihnen über die Klippen, welche in der Zurücknahme von Zügen liegen. Schach ist ein Kriegsspiel und bietet in der strengen Beobachtung der Kriegsregeln den höchsten Reiz. So lernten sie den Verlust einer Partie gleichmütig ertragen und fanden immer neue Anregung in den Varianten.

Gelegentlich gab es auch eine willkommene Unterbrechung durch Theater oder Konzert. So nahte das Weihnachtsfest, das erste für Ferdinand fern vom Elternhause. Er beschloß, seinen Lieben daheim nach besten Kräften eine Freude zu bereiten und wählte für den Vater eine Sealskin-Kappe, für die Mutter und für Regine (in dankbarer Erinnerung an deren Hülfe beim Fortgang) je ein seidenes Kleid, für Marie einen Nerzkragen und für Franz Philidor's Schachbuch. Für Schwager Reese einige Flaschen extrafeinen Jamaica-Rum, in Blech verlötet. Das ganze ging mit Markus' Sendung an dessen Vater. Der Gedanke an die Freude daheim half über die Zeit bis Weihnachten und als der heilige Abend anbrach, und mit ihm Liebesbeweise aus der Heimat kamen, verbrachten ihn die Freunde in trautem Geplauder über die Elternhäuser. Jeder der Freunde hatte dem

andern heimlich ein Christbäumchen in die Stube gestellt; jetzt losten sie darum, wo gefeiert werden sollte. Beide freuten sich ihrer Gemeinschaft.

In der Eßstube gab es Weihnacht auf englische Art unter dem holley mit dem üblichen Puterbraten, Plumpudding und den vielen anderen Arten schwerer Gebäcke, so daß die Freunde beide zu doppeltkohlensaurem Natron griffen.

Der Altjahrsabend fand die Freunde wieder vereinigt. Sie konnten beide auf ein ereignisreiches Jahr zurückblicken. Markus hatte den ersten Schritt in höhere Stellungen getan, Dorn war ebenfalls schon auf der aufsteigenden Leiter, nachdem er die schwere Krankheit unter der treuen Pflege des Freundes überstanden hatte. Zum Andenken schenkte er Markus einen Ring, den er besonders für diesen Abend zurückgelegt hatte. Der Sylvesterpunsch hielt die Freunde bis nach Mitternacht zusammen.

Im neuen Jahre lebten sich die Freunde ganz in ihre neuen Geschäftsstellungen und in die häusliche Gemeinschaft ein. Am 1. April ward Dorn abermals versetzt, diesmal in das Singapore-department, und gleichzeitig gefragt, ob er bereit sein würde, eine Stellung in Indien anzunehmen, falls eine geeignete Vakanz einträte. Er willigte ein, erbat sich aber für den Fall vorgängig einen vierwöchigen Urlaub, um sich von den Eltern zu

verabſchieden. Das wurde bereitwillig zugeſtanden, zumal Dorn in dieſem Sommer Anſpruch auf die üblichen hollidays hatte. Es gab ſehr viel zu tun nach Singapore, das ein Zentrum für den Handel nach Hinterindien und den Durchgangsplatz für den Handel nach China bildet.

Dorns geſchäftlicher Horizont erweiterte ſich immer mehr, er erkannte, daß ein wirklich großer, dauernder Geſchäftsbetrieb ſich nur auf der Grundlage der ſtrengſten Zuverläſſigkeit aufbauen läßt. Er lernte begreifen, weshalb die Chefs anſcheinend billigere und vorteilhaftere Offerten nicht berückſichtigten, wenn ſie bewährte Bezugsquellen hatten. Auch die Vorſicht beim Eingehen neuer Verbindungen, die peinlich genauen Vorſchriften bei der Erteilung einer Verſuchsordre, die ſtrengen Kontrollen über deren Ausführung wurden ihm verſtändlich, wenn er Korreſpondenzen auf weite Entfernungen über mangelhafte Lieferung von Fabrikaten zu führen hatte, die ſich endlos dehnten und mehr Zeitaufwand erforderten, als die Sache wert war. Er bewunderte den Freimut der Fabrikanten, wenn dieſe z. B. bei der Verarbeitung einer mangelhaften Baumwollernte gleich auf die größere Brüchigkeit der Gewebe hinwieſen, um ſpäteren Reklamationen vorzubeugen. Er fand den Schlüſſel zu dem Geheimnis des engliſchen Welthandels. Auch die Vorteile des Prinzips der öffentlichen Verſteigerung von importierten Rohwaren wurden ihm klar. Die Veränderlichkeit in dem Ausfall der Ernten

bedingt für den Großhandel geradezu dieſe Verkaufsform, wenn Weiterungen vermieden werden ſollen. Dem Käufer wird die Ware unterbreitet, er kann ſie vorher beſichtigen, hat aber nach abgeſchloſſenem Kauf nur innerhalb beſtimmter Grenzen Regreß. Die Kenntniſſe der Warenkenner kommen zur Geltung und erklären die hohen Gehälter, welche für dieſe Leute gezahlt werden. Ein guter Stern hatte Dorn in ein ſchottiſches Haus geführt. Die Schotten gelten in England als die beſten Organiſatoren und Adminiſtratoren. Sie nehmen im Geſchäfts- wie im Staatsleben eine führende Stellung ein.

Die Zeit verging im Fluge, bis Mr. MacGregor ihm am 1. Juli einen dreijährigen Kontrakt für die Niederlaſſung in Singapore mit freier Hin- und Rückreiſe und tauſend Dollars jährlich Salair bei freier Station anbot. Er ſollte mit dem Steamer anfangs Oktober reiſen und den September frei haben. Dorn nahm ein Exemplar des Kontraktes mit ſich nach Hauſe, um ihn mit Markus zu beraten.

„Den Kontrakt kannſt Du ruhig unterſchreiben, er iſt noch nach einem alten Formular aufgeſetzt und läßt Dir außerhalb Deiner Berufstätigkeit volle Freiheit. Die neueren Kontrakte enthalten meiſtens die Beſtimmung, daß der Kommis ſeine ganze Kraft dem Geſchäft zu widmen hat. Nach der Vorlage ſind Dir Privatgeſchäfte nicht unterſagt. Das iſt ſehr wichtig. Es iſt nur zu

überlegen, ob Du Dich auf drei Jahre feſt machen willſt. Aber das Fixum iſt gut, Du kannſt die Hälfte davon zurücklegen. Und Du biſt erſt achtzehn Jahre alt. Wenn Du weiter Glück haſt, kannſt Du auch vor Ablauf der drei Jahre avancieren. In Indien treten oft unvorhergeſehene Ereigniſſe ein."

Dorn nahm an und traf ſeine Vorbereitungen. Schwager Reeſe erbot ſich, ihm das nötige Geld für die Ausrüſtung vorzuſtrecken. „Geh nicht an den Alten damit, der ſorgt ſich ſchon genug um die Zukunft von Mutter und Marie im Falle ſeines Ablebens. Als wenn wir nicht auch noch da wären. Geh auch nicht an Deine Prinzipale mit einem Vorſchußgeſuch, damit verdirbſt Du Dir Deine Stellung. Ich geb es Dir gern. Du kannſt es mir zurückzahlen, wann es Dir paßt, ohne Zinſen. Einliegend ſchicke ich Dir gleich eine Anweiſung auf 50 Pfund; wenn Du mehr brauchſt, ſchreib es mir. Aber ſchick mir eine Quittung." Von Regine ein herzlicher Gruß darunter. Die Eltern und Marie freuten ſich zunächſt auf das Wiederſehen.

Ferdinand war hocherfreut über das Anerbieten des Schwagers und nahm es mit Dank an. Er konnte nun mit Ruhe ſeine Ausrüſtung beſtellen. Da er ſehr ebenmäßig gewachſen war, fand er in den großen Londoner Magazinen faſt alle ſeine Bedürfniſſe dutzend- und hundertweiſe nach der Nummer vorrätig. Schneider und Schuſter

behielten sein Maß für Nachbestellungen. Das Ganze wurde in zwei blechverlötete Kisten gepackt, für die Reise nur das Notwendige in den Kabinenkoffer. Markus schenkte ihm in Erinnerung an Dorns Pistolenliebhaberei einen Revolver, so gut wie er nur zu haben war. „Ich hätte ein kleineres Kaliber wählen können, ich habe aber das Regierungskaliber vorgezogen, weil man überall die passenden Patronen bekommen kann. Sieh, alle sechs Patronen oder deren Hülsen fallen auf einen Druck heraus."

Gerührt drückte Dorn dem Freunde die Hand.

„Oh nein, mein Junge, versetzte Markus launig, den Händedruck erwidernd, so billig kommst Du nicht dazu. Nach gutem deutschen Brauch soll ein Freund dem andern nichts schenken, womit dieser sich verletzen könnte, seien es Scheren, Messer oder andere Waffen. Ich habe daher hier einen Kaufvertrag aufgesetzt, den Du erfüllen magst nach Gefallen." Und er entrollte ein Pergament, in welchem Hermann Markus an Ferdinand Dorn, beide aus Hamburg gebürtig, ein Schießeisen veräußerte, nach Fabrikmarke und Nummer, für den Preis von einem Shilling Sterling, zum freien Eigentum, Gebrauch und Nießnutz — wie es am freiesten möge verwendet werden und können oder sollen zu des Eigentümers Vorteil. So geschehen zu London, urschriftlich beiderseits anerkannt und versehen mit dem vorschriftsmäßigen englischen Stempel.

Vierter Abſchnitt.

Abſchied von Europa.

Frohe Hoffnung.

„Und herrlich in der Jugend Prangen“

Markus konnte seine Ferien nicht, wie er es gern getan hätte, vom August auf den September verschieben. So mußten die Freunde nacheinander die Heimat aufsuchen. Markus kam schon zurück, bevor Dorn abreiste. Dieser hatte seine Sonntage in Kew Gardens gut ausgenutzt.

Auf der Heimreise erreichte er die Vaterstadt einige Stunden früher als erwartet. Es war unvermutet ein rascheres Schiff in die Linie eingestellt worden. So überraschte Ferdinand die Seinen nachmittags beim Kaffee. Nach der ersten stürmischen Begrüßung der Eltern und Mariens sah Ferdinand noch eine junge Dame im Zimmer, die sich ein wenig in den Hintergrund zurückgezogen hatte. Er richtete sich auf, wie wenn er eine Vorstellung erwartete. Da traf ihn ein Blick aus ihren Augen — so sonnig und strahlend, daß er mit dem Ausruf „Lenchen!“ auf sie zueilte und sie in seine Arme schloß, wie er es beim Abschied vor anderthalb Jahren getan hatte. Aber welche Veränderung war seitdem mit ihr vorgegangen! Aus dem Kinde war eine erblühende Jung-

frau geworden. Verwirrt löste sie sich aus seiner Umarmung, und glutüberströmt barg sie ihr Köpfchen an Mariens Schulter. Auch Ferdinand stieg eine heiße Blutwelle zum Kopf empor, und es dauerte einige Zeit, bis die Gesellschaft wieder ins Gleichgewicht gekommen war. Die Mutter fragte, ob er eine gute Überfahrt gehabt habe. Damit war der Bann gebrochen, und es ging ans Erzählen. Tausenderlei Kleinigkeiten, die Ferdinand für ganz nebensächlich hielt, waren der Mutter wichtig zu erfahren. Dann kam Schwager Reese mit Regine, und es wurde ein vergnügter Abendschmaus gehalten, zu dem auch Franz Michaelis herübergeholt wurde.

Seit dem Augenblick des Wiedersehens mit Lenchen Rath war in Ferdinand eine tiefe Wandlung vorgegangen. Hatte er bis dahin nur seinen kaufmännischen Erfolg als Ziel vor Augen gehabt, jetzt wußte er, wem er Indiens Schätze zu Füßen legen würde. Er reckte sich hoch, und eine Entschlossenheit kam über ihn, die er vorher nicht gekannt hatte. Sein Auge gewann einen helleren Glanz, sein Auftreten wurde selbstbewußt männlich, seine Höflichkeit gemessen.

Mutter und Schwester bewunderten die Sicherheit seiner Bewegungen und schrieben sie allein dem englischen Aufenthalt zu. Sein erster Besuch galt dem früheren Lehrherrn, und auch dieser war erstaunt über Dorn's sicheres Auftreten, seine präzisen Antworten, seine

große Einsicht in die Geschäftsführung. Auf die Frage, wann er der Hausfrau seine Aufwartung machen dürfe, erfuhr Dorn, daß sie mit den Kindern noch im Seebade weile, aber im Laufe der Woche zurückerwartet werde und sich gewiß sehr freuen würde, ihn wiederzusehen. „Aber auch Herr Bock wird das tun," sagte er gütig und rief den Oberbuchhalter herein. Sie plauderten noch eine Weile zu dreien über Dorn's Chancen in Singapore, dann begrüßte dieser die früheren Kollegen im Kontor und verabschiedete sich, vom Chef aufgefordert öfter wiederzukommen.

Das tat Dorn gern. Bald konnte er auch der Hausfrau seinen Besuch abstatten und wurde von dieser zum Mittagessen auf den nächsten Sonntag gebeten. Diesmal war es eine größere Gesellschaft, und der Hausherr stellte seinen jungen Gast mit berechtigtem Stolz als seinen früheren Zögling vor. Im Verfolg erhielt Dorn Einladungen von zwei anderen anwesenden Handelsherren.

Auf dem Turnplatz gab es ein fröhliches Wiedersehen und anschließend daran eine Turnfahrt in den herrlichen, herbstlichen Sachsenwald. Vater Dorn und Schwager Reese nahmen ihn mit an die Börse und stellten ihn einigen Geschäftsfreunden vor, von denen sie glaubten, daß sie Ferdinand von Nutzen werden könnten.

So verflossen die schönen Septemberwochen, ohne daß Ferdinand über die Frage mit sich schlüssig geworden wäre, die ihn am tiefsten bewegte.

Mehrmals war er im Begriff gewesen sich Marien zu entdecken, allein die Scheu, sein allerheiligstes Empfinden zu enthüllen, hatte ihn zurückgehalten. Jetzt freute er sich dessen. Er gestand Lenchen eines Abends, wie lieb er sie habe, welche Umwandlung sein Leben durch die Hoffnung erfahren habe, ihre Neigung zu besitzen. Er könne bei der Ungewißheit seiner Zukunft noch kein Versprechen von ihr erbitten, sie möge sich als ganz ungebunden betrachten. Aber sie möge ihm sagen, ob er um ihre Hand werben dürfe, sobald er im Stande sei, ihr eine gesicherte Zukunft zu bieten. Statt aller Worte bot sie ihm Hand und Mund. Stumm schieden sie von einander. Er trug ein Heiligtum mit sich fort.

Frohen Mutes schied er diesmal von der Heimat. Zum Abschiede schenkte er Lenchen eine Brosche mit dem Sternbild der Krone, Gemma in der Mitte. Er hatte absichtlich die Form eines Ringes vermieden. Den Vater verließ er in besserer Gesundheit, als er nach Reese's Schilderung erwartet hatte.

„Hast Du das große Los gewonnen?“ fragte Markus ihn am ersten Abend ihrer Wiedervereinigung. „Ich kenne Dich ja gar nicht wieder. Schlägst hinten und vorn aus, wie ein Füllen auf der Weide. Na, so was ähnliches muß es doch wohl sein. Herzliebchen mein unter'm Rebendach!“ summte er vor sich hin, und Dorn mußte hell auflachen über die Findigkeit des Freundes.

Bei der Verabſchiedung am Kontor ſchenkte Mr. Scott ihm Bulwers Roman „Ernest Maltravers“ und eine Meerſchaumpfeife. Dann ging es an Bord des Dampfers „City of Madras“ in den London Docks. Eine letzte herzliche Umarmung mit Markus und — Lebewohl Europa!

Fünfter Abschnitt.

Die Reise nach Singapore 1856.

Fremdes Schicksal.

„Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen"

Ein Dampfer von 3000 Tons mit einer Geſchwindigkeit von 12 Knoten war damals ein ſehr anſehnliches Schiff, und die Peninsular and Oriental (P. & O.) Company genoß den beſten Ruf hinſichtlich der Verpflegung. Nach der immer unbehaglichen Paſſage durch den Kanal und die Bai von Biscaya atmeten die Paſſagiere erleichtert auf und ſtellten ſich unter Vermittelung des Kapitäns einander vor. Ein lungenleidender Herr reiſte mit ſeiner Frau nur bis Madeira. Eine Anzahl junger Damen ging auf gut Glück zu Verwandten nach Indien, um dort möglichſt reiche Partien zu machen; ein Ehepaar und ältere und jüngere Herren, im ganzen etwa vierzig Perſonen, bildeten die Beſetzung der erſten Kajüte. Unter Anleitung des »Purser« (Zahl- und Proviantmeiſter) belebte ſich das Deck bald unter gemeinſamen Spielen von Shuffle-board, Coils oder Bull and Ram. In der Rauchkabine etablierten ſich Whiſt- und Schachpartien. Unter dem Einfluß der mit jedem Tage balſamiſcher werdenden

Luft trat die ganze Sorgloſigkeit des Lebens auf einer längeren Seereiſe zu Tage. Auch Ferdinand gab ſich ihr ganz hin, gewiegt von den ſüßen Erinnerungen an die Heimat.

Es wurde bald nötig, einen Koffertag beim Purser zu beantragen, weil das mildere Klima leichtere Bekleidung verlangte. Ferdinand holte ſeinen Tropenhelm hervor, den er auf Rat des ſchottiſchen Arztes mitgenommen hatte. Dr. Dobſon hatte ſelbſt als Schiffsarzt einige Tropenreiſen mitgemacht und Dorn vor der Abreiſe genaue Verhaltungsmaßregeln gegeben. Kein Exponieren des ungeſchützten Kopfes dem direkten Sonnen- oder Mondlicht, und bei Abend eine warme Kappe mit Nackenſchützer. Täglich lauwarme Seebäder und bei Fieberneigung Chininpillen. Nach dem überſtandenen Sonnenſtich ſei große Vorſicht, auch das Tragen einer Schutzbrille, geboten.

Dorn war ein folgſamer Patient, fühlte auch ſelbſt, daß er gegen die flimmernden Reflexe des Lichtes auf dem Waſſer empfindlich ſei. Während der Mittagsſtunden hielt er ſich meiſt in der Rauchkabine auf und beteiligte ſich am Schachſpiele, wobei er ſich einen ehrenvollen Platz erwarb. Nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen begann ihm auch das Pfeifchen zu ſchmecken.

Die Mahlzeiten nehmen an Bord viel Zeit in Anſpruch. Zwiſchen Breakfast, Lunch und Dinner wird

gern noch eine Taſſe Bouillon oder Thee mit Sandwiches oder Cakes 'genommen. Nach dem Dinner kommen die ſchwereren Getränke an die Reihe. Dann mied Dorn gern die lärmende Rauchkabine und erfreute ſich auf dem oberſten Deck an der zunehmenden Pracht des Sternhimmels.

Wem in unſeren Breitegraden der Sinn für die Schönheit der nächtlichen Geſtirne geweckt worden iſt, genießt ſchon einen Vorzug vor anderen Sterblichen. Mit jedem Grade ſüdlicher nimmt die Klarheit der Luft zu, der Horizont iſt meiſtens klar auf See, und es bietet ſich dem Auge eine Fülle bisher nicht wahrnehmbarer Sterne, welche den Liebhaber auf Mondſchein gern verzichten läßt. Dorn erfreute ſich allabendlich an den erhebenden Eindrücken, welche die Rätſel der Schöpfung im Gegenſatz zum empfindenden Ich predigen. Doch mit Trauer ſah er die nördlichen Sternbilder des kleinen Bären, ſeines größeren Bruders, der Kapella, der Kaſſiopeja ſich dem Horizont zuneigen, während am ſüdlichen Himmel noch kein entſprechender Erſatz auftauchen wollte. Wie lange würde die Krone ſichtbar bleiben?

Unter der Schiffsbedienung befand ſich ein Schiffszimmermann, deſſen Dienſte ſehr häufig in Anſpruch genommen werden. Jannecker war das Muſter eines ſolchen, der alles können ſoll, was andere nicht können. Er konnte alles und war bald auch bei den Paſſagieren als Faktotum unentbehrlich. Galt es einen Koffer zu

öffnen, zu dem der Schlüssel abgedreht oder verloren war, er öffnete ihn und fertigte einen neuen Schlüssel, selbst zu den verzwickten Patentschlössern. Hatte sich eine Tür hoffnungslos festgeklemmt, Jannecker brachte sie wieder ins Rollen. War das Leinen an einem Schiffsstuhl abgerissen, oder ein Stift abgebrochen, er machte den Stuhl wieder deckfest. Er half und besserte bei hundert kleinen Anlässen. Der Schiffsdienst ging natürlich allem voran. War ein Block, eine Gaffel gebrochen, eine Leine aus dem Block gelaufen, er kletterte wie der beste Leichtmatrose in die Masten, klammerte sich mit den Beinen fest und verrichtete mit Händen und Zähnen die schwierige Arbeit selbst in fliegendem Sturm. Dabei kamen ihm seine überlangen Gliedmaßen trefflich zu statten. Er war von hoher Statur, sah aber kleiner aus als er war, denn er trug den Kopf etwas vorübergeneigt tief zwischen den Schultern. Über einer Höckernase spähten seine Augen scharf unter buschigen Augbrauen hervor und erkannten mit unheimlicher Schärfe Gegenstände auf der Meeresoberfläche, bevor andere Seeleute ihrer gewahr wurden. Er hatte drei Jahre auf einem Walfischfänger in der Südsee gefahren und manche Walschule entdeckt. Auch sein Gehör war sehr scharf. Er hörte, wo im Schiff die Ratten nagten und richtete danach seine Rattenjagden ein. Denn auch das gehört zu den Obliegenheiten eines Schiffszimmermannes. Er kannte den Signaldienst mit Flaggen.

Er besaß eine an Zahl geringe, aber an Güte unübertreffliche Sammlung von Werkzeugen, und eine Bunsen'sche Lötlampe. Es war erstaunlich, zu sehen, was er damit vollbrachte. Es war ihm einerlei, ob er in Holz oder Metall arbeitete. Er kannte genau die verschiedenen Holzarten sowie den Unterschied in der Sprödigkeit von Eisen und Stahl, Kupfer und Messing.

In seinen Mußestunden schliff er stundenlang geduldig seine Werkzeuge mit Hülfe einer feinen Feile und von Öl- oder Wasserschleifsteinen. Oder er schnitzte Schiffsmodelle in einer Vollendung, welche die Bewunderung der Sachverständigen erregte. Er hatte gerade unter den Händen das Modell einer Schoonerbrigg, dieses graziösen, leichtbeschwingten Schiffstyps, der früher unter dänischer Flagge von Blankenese aus in großer Anzahl nach Messina segelte, um von dort Apfelsinen zu holen. Der zuerst mit einer Ladung in Hamburg eintreffende Fruchtjäger erhielt eine namhafte Geldprämie. Das Modell näherte sich anscheinend seiner Vollendung, da bot ihm ein englischer Passagier, der schon öfter in Indien gewesen war, 10 Pfund Sterling dafür. „Es ist noch viel daran zu tun," sagte Jannecker, „wenn ich es bis Point de Galle fertig kriegen kann, sollen Sie es haben. Sonst nicht." — Unter den Herren war er beliebt, die Damen fürchteten sich vor seiner ungewöhnlichen Gestalt und seinem oft unvermuteten Auftauchen.

Dorn war noch nicht in Berührung mit ihm gekommen und sah sich daher eines Abends überrascht, als Jannecker — das Schiff fuhr unter herrlichem Sternhimmel an der marokkanischen Küste — ihn in gutem Hochdeutsch anredete, während er sonst nur Seemannsenglisch von ihm gehört hatte.

„Herr Dorn, ich weiß vom Obersteward, daß Sie ein Deutscher und aus Hamburg sind. Ich bin auch Deutscher, aus Elmshorn. Würden Sie mir die Güte erweisen, mir ein Stündchen Gehör zu schenken? Ich möchte Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Ich fahre nun schon seit acht Jahren auf englischen Schiffen in der Welt umher; ich habe aber noch nie jemand gefunden, dem ich mein Herz ausschütten möchte. Da kamen Sie an Bord und vom ersten Augenblick an habe ich gewünscht, mich Ihnen anzuvertrauen. Ich fühle mich so einsam, so furchtbar einsam, daß ich mich oft vor mir selbst fürchte. Nur in der fortwährenden Beschäftigung finde ich Ablenkung. Wollen Sie mich anhören?"

Erschüttert von dem Ernst des älteren Mannes gab Dorn seine Zustimmung.

„Wie ich Ihnen schon sagte, bin ich in Elmshorn geboren, 1826. Mein Name ist Johannes Eggers. Mein Vater hatte eine kleine Schiffswerft. Meine Mutter starb als ich zehn Jahre alt war. Sie war eine Predigerstochter aus der Gegend von Celle und ihr verdanke ich

es, daß ich hochdeutsch ebensogut spreche wie platt. Ich habe eine ältere Schwester, die gut verheiratet ist. Ich sollte später die väterliche Werft übernehmen und wurde daher auch Schiffszimmermann. Bis zur Konfirmation trieb ich mich überall herum, am liebsten bei unserm Nachbarn, dem Schiffsschmied. Ich zog aus Lust den Blasebalg und kuckte fleißig zu wie gehämmert und geformt wurde. Ich blieb oft nach Feierabend, wenn die Gesellen und Lehrlinge fortgegangen waren und half dem Meister, wenn er allein fortarbeitete. „Komm, faß auch mal den Hammer an" sagte er eines Abends. „Das kann ich noch nicht" war meine Erwiderung. „Unsinn, das kannst Du, komm nur mal her. Es gehört weniger die Kraft, als die Geschicklichkeit dazu, faß mal den Hammer so an, kurz am Stiel. Und die Zange faßt Du so an!" Ich fand es möglich und erwarb mir bald einige Fertigkeit. Er fand Gefallen an dem Unterricht, und ich habe von ihm viel gelernt, vor allem, daß es darauf ankommt, wie man eine Sache angreift. Ich wäre am liebsten auch Schmied geworden. Nach Beendigung meiner Lehrzeit auf der väterlichen Werft ging ich ein Jahr in Arbeit nach Elsfleth, dann zu Brandenburg auf Steinwärder. Ich verdiente gut und wurde auch zum Zeichnen von Schiffsentwürfen herangezogen.

„In jener Zeit besuchte ich öfter nach Feierabend eine Wirtschaft am Pinnas, wo ich Bekannte traf, die

ihr Steuermannsexamen machten. Eines Abends trat ein nach englischer Mode gut gekleideter Herr in unserm Alter dort ein, grüßte höflich und bat um die Erlaubnis, sich zu uns setzen zu dürfen. Sein Auftreten war frei, wie bei einem jungen Mann, der schon etwas gesehen hat. Er erzählte, daß er in England gewesen sei und dort gern mit Seeleuten verkehrt habe. Das wolle er hier gern fortsetzen. Dann stimmte er ein englisches Matrosenlied an und alle stimmten in den Refrain ein. So ward er mit einem Schlage heimisch in unserem Kreise. Dann forderte er uns auf, auch ein Lied zu singen, deutsch oder englisch und half uns, wenn die Worte fehlten. Er kannte alle Lieder.

„Dadurch wurde die Stimmung warm, und alle bedauerten, als er aufbrach. Er versprach, an einem bestimmten Abend wiederzukommen. Er hielt Wort und fand die kleine Gesellschaft schon versammelt. Diesmal brachte er eine Guitarre mit und ein halbes Dutzend kleiner englischer Liederbücher, aus denen er einige Lieder auf der Guitarre begleitete. Nachher wurden auch deutsche Matrosenlieder gesungen, doch es erwies sich bald, daß die deutsche Literatur auf diesem Felde noch sparsam vertreten ist. Er brach zeitig auf, ließ aber seine Guitarre da und versprach seine Wiederkehr an einem gewissen Abend. So bildete sich bald die Gewohnheit heraus, daß er Montags- und Donnerstags-Abends um 7 Uhr erschien

und um 9 Uhr wieder aufbrach. Ponieren lehnte er grundsätzlich aber höflich ab, und nie wieder kam eine bezügliche Anzapfung.

„Zuweilen brachte er hübsche Verdeutschungen der englischen Liedertexte oder neue deutsche Lieder mit, die mit Jubel aufgenommen wurden, und nach einiger Zeit überraschte er die kleine Gesellschaft mit einer einfachen Drucklegung der beliebtesten Lieder in deutscher und englischer Mundart. Bald schwoll die Gesellschaft an, dieser und jener brachte einen Freund mit, so daß die Räume der unteren Gaststube zu klein wurden. Nur widerwillig gab der Fremde, der sich Wilhelm Hertz nannte, seine Einwilligung zum Umzug in den oberen Saal, doch er wehrte sich entschieden gegen die Benutzung eines Klaviers. „Mit dem Piano geht alle Poesie der Seemannslieder verloren, lieber laß ich mir die Harmonika gefallen." Der Vorsitz bei den Zusammenkünften war ihm von Anfang an nach englischer Sitte übertragen worden. Jetzt bekam er einen Hammer, um sich Gehör zu verschaffen. Wenn sein Silentium ertönte, war alles mäuschenstill. Ich könnte Ihnen noch viel mehr über die fröhlichen Abende erzählen, aber das würde heute zu weit führen. Sie zählen zu meinen liebsten Erinnerungen.

„Ich war 22 Jahre alt geworden. Da sah ich sie zum ersten Male in einer Singhalle auf St. Pauli. Sie sang ein nichtswürdiges Couplet nicht zur Zufrieden-

heit des Publikums und ward erbarmungslos ausgelacht. Ich fand sie dort nicht wieder, wohl aber einige Zeit darauf als Schenkmamsell in der Tür eines Groghauses an der Hafenstraße. Ich trat ein, ließ mich von ihr bedienen und kam öfter. Sie sprach gutes Hochdeutsch, wollte aber nichts über ihre Herkunft verraten. „Ich heiße Rieke Berg, meine Papiere sind in Ordnung, das übrige geht niemand was an. Noch ein Glas gefällig?“ — Eines Abends ging ich absichtlich früher hin als gewöhnlich und traf sie allein.

„Wir saßen zusammen auf dem Sofa. Mein Blut war erregt, ich sah ihr in die Augen. Plötzlich kam es über mich wie eine Vision. Aus jedem ihrer Augenwinkel kuckte ein Engelsköpfchen hervor. Wachend und träumend verfolgt mich die Erscheinung noch heute.“

Von der Erinnerung überwältigt schwieg Jannecker. Dann fuhr er fort: „Ich will Sie mit einer Beschreibung von Rieke Berg nicht belästigen. Für mich besaß sie eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ich verlobte mich mit ihr. Sie war die Tochter eines Lehrers im Hildesheim'schen und hatte wegen Wiederverheiratung des Vaters das elterliche Haus verlassen. Mehr von ihren Erlebnissen wollte sie nicht offenbaren. Es wurde abgemacht, daß sie in Kürze das Haus verlassen und bis dahin sich hinter der Schenke aufhalten sollte. Ich traf alle Vorbereitungen zur Hochzeit und trat eines

Abends unvermutet in die Schenke. Da sah ich sie in der Umarmung eines andern Mannes. Ich stürmte wieder hinaus. Ich irrte in den Straßen umher. Dann ging ich zurück und mit gezücktem Messer auf sie los. Sie sank auf einen Schemel, entblößte ihre Brust und rief mit geschlossenen Augen: „Stoß zu, ich habe es verdient!“ Ich stand wie gebannt, ließ das Messer fallen und wankte zur Tür hinaus. Sie kam hinter mir her, warf das Messer mir nach auf die Straße und mit einer gellen Lache die Tür ins Schloß.“

Eine lange Pause folgte. Dorn legte tiefbewegt seinen Arm um die Schultern des Andern, sprach aber kein Wort. Das tat Jannecker wohl, mehr als Worte es vermocht hätten. Ruhiger fuhr er fort: „Ich verließ Hamburg mit dem nächsten Dampfer nach London und schrieb von dort aus an meinen Vater, daß ich auf dem Walfischfänger Cachalot Dienste genommen hätte für eine drei- bis vierjährige Fahrt in die Südsee. Seitdem irre ich auf den Meeren umher. Wohin es geht, ist mir einerlei. Nur nicht nach Hamburg zurück. Dort würde ich Rieke Berg suchen und sie erstechen.“

Wieder eine lange Pause. Dorn war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Der Andere fuhr fort: „Im Traume habe ich sie schon oft umgebracht und bin dann tagelang wie ein Verbrecher einhergegangen. Jetzt hoffe ich, von den Wahnvorstellungen befreit zu

werden; meine Hände sind ja noch rein von Blut. Haben Sie Dank, Herr Dorn, daß Sie mich angehört und nicht zurückgestoßen haben. Ich werde das nie vergessen. Aber es ist spät geworden; gehen Sie zur Koje, Herr Dorn." Ferdinand geleitete ihn nach dem Vorderdeck, dann wanderte er noch, bis mit dem Morgengrauen die Leute kamen, um das Deck zu waschen.

Am andern Tage brachte Jannecker ein Buch mit Goldschnitt in Dorns Kabine. „Lesen Sie das Gedicht vom Grobschmied von Antwerpen, Herr Dorn; ich habe das Buch von Wilhelm Hertz geschenkt bekommen. Wenn ich nach dem indischen Glauben wiedergeboren werde, möchte ich wohl als ein Quentin Messeys wieder auf die Welt kommen." Das war eine willkommene Ablenkung für Dorn, und er erfreute sich an den schönen Versen des Kinkel'schen Gedichtes, das ihm gleichzeitig einen Einblick in das reiche, geistige Leben des Schiffszimmermanns verschaffte.

Das Schiff ergänzte seinen Kohlenvorrat in Funchal auf Madeira, wo die Passagiere mittlerweile einen Ausflug in das gesegnete Eiland machen konnten. Dann näherte man sich rasch dem Äquator und die Vorbereitungen für die übliche Schiffstaufe wurden getroffen. Bei dem Akt selber kam mancher übel weg, der sich bei der Schiffsmannschaft unbeliebt gemacht hatte, besonders

durch den Teerquaſt beim Raſieren. Das Amt des Barbiers lag in den Händen Janneckers, der mit unvermuteten Tricks ſein Opfer zum Öffnen des Mundes zu bringen wußte. Als Dorn an die Reihe kam, kuckte er deſſen bartloſes Geſicht einen Augenblick an und ſchob ihn derb auf die Seite mit den Worten: „No business for me!“ Aber getauft wurde Ferdinand gründlich.

Am Abend gab es ein feſtliches Dinner, wobei die Champagnerpfropfen knallten, hernach Illumination des Schiffes und eine Grogration für die Mannſchaft. Dieſe führte groteske Tänze auf; Jannecker ſpielte dazu die Handharmonika. Die Paſſagiere, ſelbſt in Weinlaune, kamen nach dem Vorderdeck und verteilten Geldprämien.

In einer Pauſe trat Jannecker auf Dorn zu: „Es iſt das erſte Mal wieder ſeit acht Jahren, Herr Dorn, daß ich mich an einer Luſtbarkeit beteilige, daß ich die Harmonika wieder angerührt habe. Das verdanke ich Ihnen. Ich fühle mich von neuem als Menſch unter Menſchen. Sorgen Sie Sich nicht um mich, ich hoffe, es wird alles gut werden. Tun Sie mir die Ehre, ein Glas mit mir zu trinken?“ Dorn trat unter die Mannſchaft: „Three Cheers for Mr. Dorn, mates, he is my benefactor!“ rief Jannecker, und dreimal ertönte „hip, hip, hurray!“ durch die Stille der Nacht.

In der Folge grüßten die Schiffsleute Dorn respektvoll beim Vorübergehen. Unter den Passagieren zerbrach man sich den Kopf über den Anlaß der Ovation, denn niemand hatte einen Verkehr zwischen den beiden bemerkt. Und weil die Neugier nicht befriedigt wurde, und Fama auch an Bord geschäftig ist, erfand eine Mädchenphantasie das Märchen, daß Herr Dorn den Zimmermann aus der Umstrickung einer Seeschlange befreit habe. Die Fabel gelangte durch Stewards auf das Vorderdeck und wurde hier ausgeschmückt und zu unendlichen Garnen über die Seeschlange versponnen. Jannecker tat nichts zur Widerlegung der Gerüchte, die er in sich verarbeitete. Er mußte innerlich lachen über die Richtigkeit des Vergleichs. Hatte nicht in der Tat Herr Dorn ihn von einer geistigen Umstrickung befreit? In seiner Phantasie verpflanzte sich der Kopf von Rieke Berg auf den Leib einer Schlange. Damit war ihr weiblicher Zauber gebrochen. Er konnte in dem Gedanken schier ausgelassen werden. Er erinnerte sich seiner Erlebnisse an Bord des Walfischfängers Cachalot beim Erscheinen eines riesigen Kraken und beschloß, seinen Schiffsgenossen ein Garn darüber zu spinnen. Er teilte Dorn seinen Gedankengang ausführlich mit und lud ihn ein, zuzuhören. Dieser sagte gern zu und freute sich der geistigen Frische, die über Jannecker gekommen war. Er hatte vielfach darüber nachgegrübelt, was er zur geistigen Wiederaufrichtung des Zimmermanns

tun könne. Nun löste sich die Umnachtung ohne irgend welches Zutun seinerseits. Ja, es geschehen heute noch Zeichen und Wunder! Bewegt blickte er zu den Sternen empor.

Das Schiff setzte bei ruhigem Wetter seinen südlichen Kurs fort. Der Dienst an Bord ging mit der Pünktlichkeit eines wohlgeregelten Uhrwerks. Jannecker hatte sein Garn auf den folgenden Abend acht Glasen angekündigt und die dienstfreie Besatzung fand sich vollzählig ein. Auch von den Passagieren hatten einige Wind von dem Vortrage bekommen, und so versammelte sich eine ziemlich zahlreiche Zuhörerschaft, die mehr und mehr anwuchs. Jannecker hub an:*)

„Ich hatte mich für eine drei- bis vierjährige Kreuzfahrt auf dem amerikanischen Walfänger Cachalot verpflichtet. Welcher Teufel mich geritten hat, das zu tun, ist hier gleichgültig. Herr Dorn kennt die Ursache, das ist genug. Wenn ich gesündigt habe in meinem Leben, dort habe ich dafür gebüßt.

„Das Schiff war ein alter Kasten, aus Teakholz gebaut, 350 Tons groß mit voller Dreimaster-Takelage,

*) Unter Benutzung des Werkes »The Cruise of the Cachalot by Frank T. Bullen«, Tauchnitz Ed. 1899, über welches R. Kipling an dessen Verfasser schrieb: »It is immense — there is no other word. I've never read any thing that equals it in its deep-sea wonders and mysteries ..... It's a new world that you've opened the door to ....«

hinten ebenso breit wie vorn, ein langsamer Segler, aber seefest und steuerwillig wie kein anderes. Es hatte schon Generationen von Schnellseglern überdauert. Der zwischen Besahn- und Großmast aufgemauerte mächtige Schmelzofen ließ es schon von weitem als Walfänger erkennen.

„Es hatte fünf feste Fangböte, in Davits hängend, und zwei Reserveböte, die kieloben auf Deck lagen. Die Besatzung war verhältnismäßig sehr stark, aber dennoch beim Fang kaum ausreichend. Sie bestand aus 37 Mann in allem, davon 13 Vorgesetzte, nämlich Kapitän, 4 Offiziere, 4 Harpuniere, je ein Zimmermann, Küper, Steward und Koch.

„Das Essen war so knapp und so schlecht, wie ich es nie auf irgend einem Schiff angetroffen habe. Dennoch wurden die höchsten Anforderungen an die Arbeitskraft der Leute gestellt, und unter immerwährendem Fluchen, durch Mißhandlungen mit dem Tauende erzwungen, bis die Mannschaft eingearbeitet war. Man hatte unbefahrene Leute heuern müssen, um nur die Hände zu bekommen.

„Der Kapitän war ein jähzorniger, harter Mann, der keinen Müssiggang duldete und Arbeiten erfand, wenn keine da waren. Das Deck wurde so sauber gehalten, wie es nur auf einem Luxkutter geschehen kann. Der erste Offizier war sein Gegensatz, ein besonnener, älterer Mann und ein gentleman, unglaublich wie das klingen

mag. Der zweite Offizier war Portugiese, mit einem Profile wie ein ausgehacktes Rasiermesser, ein wahrer Satan, wenn geärgert. Ich habe das später erfahren. Der dritte Offizier war immer schlechter Laune, selbst unfähig und dem Kapitän verhaßt, weil von der Reederei angestellt. Der vierte endlich ein Neger von so riesigen Körperdimensionen, wie ich sie sonst nie gesehen habe. Er war tüchtig und gutmütig, aber über alle Maßen eingebildet. Da ich im Schiffsdienst bewandert war, hätte er mich gern in seiner Bootsmannschaft gehabt, allein bei der Verteilung hatte der erste Offizier mir das Schlagruder und die Bedienung des Hauptsegels in seinem Boote zugewiesen. Ich habe nie eine Mißhandlung erlitten, obwohl ich nur als gemeiner Matrose eingestellt war.

„Die ganze Besatzung war auf Anteil geheuert, ohne festes Gehalt. Jeder gemeine Mann hatte Anspruch auf den zweihundertsten Teil des Gewinnes nach vollendeter Reise, die höheren Chargen je nach ihrem Kontrakt entsprechend mehr. Die Mannschaft konnte, wenn die slop-shop geöffnet war, zu hohen Preisen aus den Schiffsvorräten Kleidung, Tabak und dergleichen auf Vorschuß erhalten.

„Der Hauptzweck unserer Kreuzfahrt war die Erbeutung von Pottfischen (sperm Whales, cachalots), deren Tran viel höher bewertet wird, als derjenige anderer Wale. Die Nebengewinnung von Spermaceti und Ambergris

machen dies Tier zum Hochwild der Meere. Das hinderte nicht, daß auch auf minderwertige Trantiere Jagd gemacht wurde, wenn sie sich zeigten. Es wurden Delphine (porpoises) und Meerschweine erlegt und versotten, bis eines Tages der langgezogene Ruf: blooow! oh, blooow! aus dem Mastkorb erscholl. Es war eine neue Hand, welche sich die Prämie von 20 Pfd. Tabak oder 15 Doll. verdiente für die erste Ankündigung eines Wales, der dann auch wirklich erlegt werden mußte. Es war ein riesiger Bulle von 70 Fuß Länge, der dem Boote des ersten Offiziers zur Beute wurde. Er ergab 146 Oxhoft des besten Öles, außer dem Spermaceti und dem Ambergris.

„Es war eine aufregende Jagd. Das Tier hatte 7200 Fuß Leine von 1½ Zoll Umfang mit sich in die Tiefe genommen, den gesamten Leinenvorrat aller vier Böte, beschwert mit 5 Planken. Man hatte auch das letzte Brett slippen lassen müssen, und es war fraglich, ob nicht der Wal entrinnen und alle Leinen mitnehmen würde. Eine ängstliche Viertelstunde verging. Da tauchte er wieder auf, und der erste Offizier gab dem erschöpften Tiere mit der Lanze den Todesstoß. Unendliche Ströme Blutes ergossen sich durch die Blaslöcher in das Meer. Als der Todeskampf vorüber war, wurde das Opfer von allen Böten an das Schiff geschleppt und dort mit Trossen und Ketten festgemacht, damit es nicht wegsinken könne.

„Während des Todeskampfes hatte das Tier große Massen einer weißlichen Materie ausgespieen, und ich fragte Mr. Count, den ersten Offizier, was das sei. Er antwortete, daß derselbe Vorgang sich beim Todeskampf jeden Wales wiederhole. Es sei der Mageninhalt und bestehe meist aus Teilen von verzehrten Kraken. Er gab mir Erlaubnis, die vorbeitreibende Masse zu untersuchen. Ich holte sie mit dem Bootshaken heran und fand in ihr Stücke von Tentakeln so stark wie ein Mannsleib, einzelne Endstücke besetzt mit sechs Saugnäpfen, so groß wie eine Untertasse und bekränzt mit Krallen, wie Tiger sie haben. Auf meine Frage, ob er (Mr. Count) schon früher dergleichen beobachtet habe, erwiderte er gleichgültig: „Wall, ich bin überzeugt, daß Pottfische sich im wesentlichen von Dintenfischen ernähren. Im übrigen bekümmere ich mich nicht um Tiere, welche kein Öl oder keine Nahrung geben." — Damit war die Unterhaltung beendet und die Arbeit begann. Wir hatten acht Tage und Nächte zu tun, den Speck auszukochen. Als Feuerung wurden nur die ausgekochten Speckgrieben benutzt, die ein fast rauchloses Feuer gaben, das bei Nacht das ganze Schiff erhellte.

„Wo wir uns auf der weiten Wasserwüste befanden, wußte keiner von der Mannschaft, bis wir uns dem Felseneiland Tristan da Cunha näherten. Unser Kapitän mied absichtlich die gewöhnliche Route und wir erblickten wochenlang kein Segel. Auch Tristan da Cunha ent-

schwand allmählig wieder unserm Gesichtskreise, wir nahmen östlichen Kurs und umfuhren in weitem Bogen das Kap der guten Hoffnung, ohne desselben ansichtig zu werden. Dann ging es mit wechselndem Jagdglück nordwärts, dann wieder ostwärts durch die Straße von Malakka. Obwohl man annehmen sollte, daß diese belebte Passage von Walen gemieden würde, trafen wir am Eingang derselben auf einen ausgewachsenen Cachalot, der uns so viel zu schaffen machte, daß wir erst nach achtstündiger Jagd ihm den Todesstoß versetzen konnten.

„Das ausgespieene Futter enthielt Stücke von enormer Größe. Einige Blöcke waren so groß wie unser Deckhaus, nämlich acht bei sechs bei sechs Fuß. Nachdem der Fang am Schiff festgemacht war, wurde die ganze Mannschaft zur Koje geschickt. Da der dritte Offizier erkrankt war, traf mich auf Grund meiner Kenntnisse das Schicksal, an seiner Stelle die Wache zu übernehmen. Sehr bitter empfand ich diesen Vorzug, denn ich konnte vor Müdigkeit die Augen kaum offen halten. Ich kämpfte mit dem Schlaf, als um 6 Glasen (11 Uhr nachts) meine Aufmerksamkeit wach gerufen wurde und alle Müdigkeit verschwand. In dem breiten Lichtstreifen, den das Mondlicht auf das Wasser warf, zeigte sich eine so heftige Bewegung, daß ich, unsere Lage erwägend, an den Ausbruch eines unterseeischen Vulkans dachte und alle Mann auf Deck rufen wollte.

„Ich holte indessen vorher das Nachtglas, das in der Kajüte für die Offiziere immer bereit hing und überzeugte mich bald, daß ich in einem wohl entschuldbaren Irrtum befangen gewesen war, so groß waren die bewegenden Kräfte. Ein sehr großer Cachalot war in tötlichem Kampfe mit einem riesigen Kraken, fast ebenso groß wie er selbst, begriffen, dessen unendlich lange Tentakeln den großen Wal zu umstricken schienen. Besonders der Kopf des Wales war von einem netzähnlichen Gewirr bedeckt. Natürlicherweise, denn der Pottfisch hatte in seinem Maul den Hinterleib des Mollusken gefaßt. An der Seite des säulenartigen Kopfes des Wales erschien der Kopf des Dintenfisches. Nach meinem besten Urteil mußte er mindestens so groß sein, wie eines unserer größten Fässer, welche 350 Gallonen (1600 Liter) hielten, wahrscheinlich war er viel größer. Die Augen hoben sich deutlich schwarz von dem weißen Kopfe ab und hatten mindestens einen Fuß im Durchmesser.

„Um die Kämpfer war eine Schaar von Haifischen versammelt und anscheinend behülflich, den großen Kopffüßler zu zerreißen.

„Der titanische Kampf dauerte fort. Ich überwand meine Scheu vor dem Kapitän und weckte ihn, in der Meinung, daß er doch Interesse nehmen würde. Auf meinen Bericht erhielt ich eine solche Flut von Schimpfwörtern darüber, daß ich es wage ihn wegen solcher Ursache zu wecken, daß ich schleunigst auf Deck zurück

flüchtete und den Rest des Schauspiels für mich allein genoß, denn keiner meiner Schiffsgenossen würde fünf Minuten Schlaf dafür geopfert haben. Der Kampf hörte allmählich auf, die See beruhigte sich, und es hinterblieb nichts, als ein strenger Gestank wie nach fauligem Seetang.

„Es schlug acht Glasen (Mitternacht) und ich taumelte hinunter zu einem unruhigen Schlaf, in welchem die Untiere mein überanstrengtes Gehirn verfolgten und aller meiner Anstrengung spotteten, ihnen zu entrinnen.

„Es ist offenbar, daß die riesigen Kraken sehr selten an die Oberfläche des Meeres kommen, weil sie als Tiefseetiere kein Bedürfnis dazu haben und keine Nahrung dort finden. Sie sind angewiesen, ihre netzgleich ausgespannten Fangarme am Grunde des Meeres auszubreiten und mittelst derselben ihrem abgrundgleichen Schlund alle ergreifbare Nahrung zuzuführen. Nach den Proben der im Todeskampf erbrochenen Nahrung unterliegt es für mich auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß die Hauptnahrung der Pottfische aus diesen großen Mollusken besteht. Natürlicherweise bietet es große Schwierigkeiten, den Beweis dafür zu führen. Eines der größten Hindernisse ist die Gleichgültigkeit der Walfänger gegen alles, was nicht Öl oder Nahrung liefert. Ich bin auch überzeugt davon, daß alle Erzählungen von Seeschlangen auf die Tentakeln von Kraken zurückzuführen sind, welche ausnahmsweise an die Oberfläche kommen.“ —

Jannecker beſchloß ſeine Erzählung unter dem Beifall der Verſammelten, welche je nach ihren Fähigkeiten den Stoff weiter verarbeiteten. Die Aufmerkſamkeit der Paſſagiere wurde mehr auf das Meer gelenkt, freilich ohne großen Erfolg, denn wenn wirklich etwas von Intereſſe ſich zeigte, ſtoppte das Poſtſchiff darum nicht einen Augenblick in ſeinem Lauf.

Das Wetter wurde merklich kühler, als man ſich dem Kap der guten Hoffnung näherte. Am zwanzigſten Tage rundete man den Block des Tafelberges, und bald darauf lief der Dampfer in den Hafen von Kapſtadt ein.

Hier verließen einige Paſſagiere das Schiff, andere ſtiegen ein. Sobald die Kohlenvorräte ergänzt waren, ſetzte das Schiff die Reiſe fort. In Port Eliſabeth wurde nur die Poſt beſorgt, desgleichen in Port Natal. Die Kapländer waren noch ausſchließlich Ackerbau und Viehzucht treibende Kolonien; die Gold- und Diamantenfelder waren noch nicht entdeckt. Nun ging es wieder nordwärts in wärmere Breiten. Vor dem Kanal von Mozambique entdeckte Janneckers Späherauge eine Schule von Walfiſchen, und diesmal ließ der Kapitän ſich bewegen, auf dieſelbe zuzuhalten. Es war eine Heerde von etwa 20 Pottfiſchen, geführt von einem mächtigen Bullen. Das Schiff kam nahe genug heran, daß die Paſſagiere durch Ferngläſer auch Junge erkennen konnten. Alles geriet in fieberhafte

Aufregung, am meisten Jannecker, den eine große Jagdlust ergriff. Er konnte nicht müde werden, auf Einzelheiten hinzuweisen. Das Schauspiel dauerte fast zwei Stunden, dann verschwanden die Wassersäulen ostwärts. Der nächste Anlegeplatz war Sansibar. Hier entfaltete sich zuerst morgenländisches Leben, vom Zauber der tropischen Beleuchtung übergossen. Doch wurde den Passagieren wegen Pestgefahr nicht gestattet, an Land zu gehen. Das gleiche geschah in Point de Galle, wo nur die dort verbleibenden Passagiere unbehindert landen durften. Diejenigen, welche Anschlußdampfer nach Bombay, Madras oder Calcutta benutzen wollten, mußten in Quarantäne gehen. Mehr als die Hälfte aller Passagiere verließ hier das Schiff, darunter alle jungen Damen, so daß es fast einer Auflösung der Gesellschaft gleichkam, welche sechs Wochen lang Freud und Leid der Seereise geteilt hatte. An ihre Stelle traten freilich andere Kabinengäste, welche die Überland-Route so weit benutzt hatten, und nach China oder Japan reisten, aber am Kapitänstisch schloß sich der alte Stamm fester aneinander.

Zwei Tage nachdem man Ceylon verlassen hatte, geriet das Schiff in einen der gefürchteten Drehwirbelstürme (Cyclone) des indischen Meeres. Nur die rechtzeitige Erkenntnis der Richtung des Wirbelzentrums durch den erfahrenen Kapitän, und das Entfliehen in der Peripherie vor dem Winde rettete das Schiff vor schwerem Unheil.

Es übersteigt die Kraft der Feder, ein Bild des Aufruhrs der Elemente zu geben. Nur wer einen solchen wirklich erlebt hat, kann sich eine Vorstellung davon machen.

Als der Dampfer nach 36 Stunden seinen richtigen Kurs wieder aufgenommen hatte, passierte er in der Folge die Wracks von zwei großen gekenterten Segelschiffen, bei welchen jede versuchte Hülfeleistung zu spät kam. Es gab ernste Gesichter an den Tafelrunden der nächsten Tage. Die überstandene, langandauernde Todesgefahr hatte tiefe Linien in die Gesichtszüge eingegraben. Die Stammgesellschaft freute sich, daß den jungen Mädchen solche Prüfung erspart geblieben war.

Während des Sturmes hatte die Maschine Schaden gelitten. Einer der Zylinder hatte sich aus seinen Verankerungen gelöst, der Kolben war gebrochen und das Schiff mußte mit halber Kraft fahren. Alle Anstrengungen, den Zylinder in die richtige Lage zurückzubringen, blieben erfolglos, und die Gesichter der Ingenieure und der Offiziere wurden lang. Als alle ihre Mittel erschöpft waren, beschlossen sie, Jannecker um Rat zu fragen. Der Kapitän versprach ihm eine große Prämie für die Wiederinstandsetzung. Jannecker machte sich an die Aufgabe. Er entdeckte dank seiner großen Gelenkigkeit einen verbogenen Bolzen, der herausgemeißelt werden mußte, bevor der Zylinder bewegt werden konnte.

Das erforderte 48 Stunden mühseliger Arbeit, welche liegend ausgeführt werden mußte, und in welcher alle Maschinisten einander ablösten. Inzwischen wurde ein neuer Bolzen hergerichtet. Dann mußte der Zylinder in die richtige Lage zurückgebracht und neu verankert werden. Jannecker gab die Angriffspunkte für vier mächtige Daumkräfte an, und die Wiedereinrichtung gelang.

Alle atmeten auf. Eine Reservekolbenstange war bald eingesetzt, und unter „three Cheers for Mr. Jannecker" im Bauche des Schiffes tat die Maschine wieder ihre Schuldigkeit.

Als Jannecker auf Deck erschien, wurden ihm auch dort „three Cheers" gebracht. Der Kapitän wies hochbefriedigt mit leuchtenden Augen die versprochene Prämie zur Zahlung an, welche Jannecker freiwillig mit den Maschinisten teilte. Die Passagiere sorgten indessen durch eine Subskription dafür, das ihm die verschenkte Hälfte ersetzt wurde.

Ohne weiteren Zwischenfall gelangte man nach Pinang, wo ebenfalls die Quarantäne-Vorschriften beobachtet wurden.

Für Dorn neigte sich die Reise ihrem Ende zu. Durch die Erlebnisse während derselben fühlte er sich geistig gereift. Wenngleich seine Einwirkung auf das Schicksal Janneckers durchaus passiver Natur gewesen war, hatte er doch einen so tiefen Eindruck davon behalten,

wie wenn er es ſelbſt mit erlebt hätte. Wenn er an Lenchen Rath dachte, fühlte er ſich dem ſchwergeprüften Manne gegenüber zu Dank verpflichtet für ſein Vertrauen, welches ihm die Gunſt des eigenen Schickſals zum Bewußtſein gebracht hatte. Auch die Schrecken des überſtandenen Sturmes zitterten in ſeiner Seele nach, weniger der Todesgefahr, als der Allgewalt der Elemente wegen, welche die Rätſel der Schöpfung vermehrt. Körperlich hatte er den dreimaligen Klimawechſel ohne Beſchwerde ertragen. Der lange Aufenthalt in der Seeluft hatte ſeine Spannkraft erhöht, und er ſah guten Mutes der Wiederaufnahme ſeiner Berufstätigkeit entgegen.

Dankerfüllt blickte er zu dem Himmelsdome auf, der hier zwar minder ſchöne Sternbilder aufwies, als die heimiſchen mit ihren berückenden Sagenkreiſen, dennoch aber nie verfehlte, ihn zur Andacht zu ſtimmen.

In die Heimat hatte er von Kapſtadt und vom Point de Galle ausführlich geſchrieben. Jetzt bereitete er Briefe vor, welche mit dem nächſten Poſtdampfer von Singapore abgehen ſollten.

Wenn er an den Abſchied von Jannecker dachte, überkam ihn ein Gefühl, wie wenn er von einem Stück ſeines eigenen Lebens ſcheiden ſollte. Er überdachte, was er ihm als Andenken mitgeben könne und fand nichts paſſenderes, als Chamiſſo's Gedichte, in denen er ſelbſt gern und oft las. In den Gedichten des Welt-

umſeglers würde ſein Nachfolger gewiß viele Gleichklänge empfinden.

Er verſchob die Ausführung nicht auf den letzten Tag und fand ſeine Vorausſetzungen beſtätigt. Jannecker wurde gepackt, ſobald er einen Blick in Salas y Gomez getan hatte und dankte am andern Abend mit bewegten Worten. „Auch ich habe angefangen, ein Andenken für Sie anzufertigen, bin aber durch den Maſchinenſchaden verhindert worden, es rechtzeitig fertig zu ſtellen. Sie müſſen ſich bitte gedulden, bis das Schiff von Japan zurückkehrt. Was es iſt, will ich noch nicht verraten, es bezieht ſich aber auf meine Erlöſung, die ich Ihrem Mitgefühl verdanke. Ich ertappe mich ſchon zuweilen auf Heimwehgedanken. Ich möchte gar zu gern meinen Vater und meine Schweſter wiederſehen. Ob ich ſchon ſtark genug bin, das nach Beendigung dieſer Reiſe auszuführen, weiß ich noch nicht. Ich fürchte faſt einen Rückfall, wenn ich Sie nicht mehr ſehe. Vielleicht hilft mir Chamiſſo. Wenn ich ihn zur Hand nehme, werde ich immer an Sie denken."

Dorn beſtärkte ihn in dem Vorſatz, die Heimat zu beſuchen. Er könne ſich ja von Hamburg fern halten. Jannecker erwiderte: „Ich habe noch einen andern Grund, nach Hauſe zurückzukehren. Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, daß ich auf dem Cachalot durch Todesfälle bis zum zweiten Offizier aufgerückt war. Dadurch fiel mir ein hübſcher

Gewinnanteil bei der Abrechnung der Reise zu, den ich, wie auch fernere Ersparnisse, meinem Vater zum Belegen auf der Sparkasse geschickt habe. Nun da ich wieder Interesse am Leben gewonnen habe, möchte ich mich mal danach umsehen." Dorn konnte auch diese Absicht nur unterstützen. Es war gut, daß sie in Zeiten diese letzte Aussprache gehabt hatten, denn als Kap Buru gerundet war, hatte der Schiffszimmermann in seinem Beruf so viel zu tun, daß ihnen für den letzten Abschied die Zeit nur kurz bemessen war. Zu einer ruhigen Aussprache kam es nicht mehr.

Die Landung wurde für den folgenden Vormittag angekündigt. Die Erwartung und die schwülere Landluft trieben Dorn vor Sonnenaufgang auf Deck. Das Schiff fuhr mit halber Kraft, um das Tageslicht für die Durchfahrt des Inselgewirres abzuwarten, welches dem Hafen von Singapore vorliegt. Wenige Leuchtfeuer brannten. Dann wandelte sich die Dunkelheit der Nacht mit der Plötzlichkeit der Tropen in strahlende Tageshelle, allein das Auge fand sich nach der langen Seereise angenehm berührt von dem üppigen Grün der Vegetation, welche bis an den Saum der Kanäle reichte. So schmal waren diese bisweilen, daß das Schiff die Kronen der Mangobäume streifte. Auf Lichtungen wurden Pfahlbaudörfer sichtbar, welche den Eingeborenen reinliche Wohnungen und Schutz gegen Ameisen und wilde Tiere

gewähren. Aller Schmutz wird durch die Ritzen und Spalten der Bretter nach unten gefegt und von dort täglich zweimal durch die Flut weggeschwemmt.

Langsam und majestätisch glitt das Postschiff dem nächsten Ziele zu. Drei Kanonenschüsse signalisierten seine Ankunft.

Sechster Abschnitt.

Singapore 1856–60.

Eiserner Fleiß.

„Erſt lerne dienen, dann befehlen.“

Das Gewühl im Hafen war kaleidoskopartig, das Geſchrei der erwartenden Bootsführer ohrenbetäubend. Doch es dauerte noch geraume Zeit, bevor die Paſſagiere zur Ausſchiffung gelangten. Da das Schiff einiger Liegetage bedurfte, um Ladung zu entlöſchen, war ein Verkehr der Beſatzung mit dem Lande nicht zu vermeiden. Deshalb mußte die geſamte Mannſchaft eine ärztliche Unterſuchung über ſich ergehen laſſen, bevor der Verkehr freigegeben wurde. Dann wurde zunächſt die Briefpoſt gelandet. Inzwiſchen hatte Dorn ein Boot mit der Kontorflagge des Hauſes MacGregor entdeckt und ſich mit demſelben in Verbinduug geſetzt. Er wurde erwartet und war einer der erſten, die das Schiff verlaſſen und alles Gepäck gleich mitnehmen konnten. In der geräumigen Niederlaſſung des Hauſes, welche mehrere Wohnhäuſer ſowie Store- und Office-Gebäude umfaßte, wurde ihm ein großes Zimmer mit Bad angewieſen. Viele dienſtwillige Hände halfen das Gepäck hereinſchaffen und öffnen. Der ihm zum perſönlichen Dienſt zugeteilte Boy Jim erbat ſich die Kofferſchlüſſel. Dorn zögerte, ſie ihm anzuvertrauen, doch der gewandte Burſche verſprach zuverſichtlich alles aufs genaueſte einzuordnen und hielt Wort. In unglaublich

kurzer Zeit fand Dorn alle mitgebrachten Sachen handlich untergebracht, die Kisten verschwanden, und nach einem erfrischenden Bade geleitete ihn Jim zum Tiffin (zweites Frühstück) in ein anderes Haus. Es wurde für ihn allein serviert, weil die regelmäßige Zeit schon vorüber war, und es schmeckte vortrefflich. Dann ließ sich Dorn bei dem Chef der Niederlassung, Mr. MacNair, anmelden. Er fand in diesem eine hagere Erscheinung mit kurzgeschorenem Haupt- und Barthaar, durchdringenden schwarzen Augen unter schmalen Brauen und mit zusammengekniffenen Lippen. Er mochte 50—55 Jahre zählen; die pergamentfarbene Haut lag glatt an der Stirn, mit vielen feinen Runzeln um die Augen. Wie Jim erzählt hatte, lebte er schon lange mit seiner Frau in Singapore, aber vor der Stadt in einem Bungalow. Mr. MacNair hieß Dorn höflich willkommen und lud ihn ein, seiner Frau einen Besuch abzustatten. Er warnte ihn, sich unnötig den Strahlen der Mittagssonne auszusetzen. Er machte ihn mit der Kontor- und Hausordnung bekannt.

Er erkundigte sich nach dem Befinden von Mr. MacGregor und Mr. Sinclair, dem Chef der Singapore-Abteilung in London. Er entließ Dorn bis zum anderen Morgen, nachdem er ihn dem Kontorpersonal vorgestellt hatte. Da war zunächst der Prokurist Mr. Doyle, der Storekeeper Mr. Arnott und 8 Clerks, meistens Schotten, an ihren Vollbärten kenntlich.

Als Dorn auf seinem Zimmer wieder angelangt war, stopfte er sich ein Pfeifchen, unbewußt einer Auffrischung bedürftig. Der Empfang war höflich, aber kalt gewesen, wie eingelernt geschäftsmäßig. Trotz der Wärme überkam ihn ein Fröstеln bei dem Gedanken, drei Jahre unter solcher Leitung verbringen zu müssen. Doch er nahm sich vor, das beste daraus zu machen, klopfte die Pfeife aus und legte sich ermüdet von den Anstrengungen des Tages auf sein eisernes Bett. Er dachte an die Heimat, an Lenchen und bald umgaben ihn freundliche Traumbilder.

Vor der Tischzeit kam Jim, machte Licht und half dem Sahib (Herrn) beim Baden und Ankleiden mit solcher Geschicklichkeit, daß dieser sich gern bedienen ließ, obwohl er einer Hülfe ganz ungewohnt war. Der Diener wies die Frage Dorns, ob er ein Malaie sei, mit Verachtung zurück. Er sei ein Klingkling von der indischen Coromandelküste, sagte er, indem er die Hand auf die nackte Brust legte. Seine ganze Kleidung bestand aus einem Lendentuch. Er trug das Haar hinten lang, in einen Knoten geschlungen, vorn aus der Stirn wegrasiert, was die Intelligenz seines Gesichtsausdruckes erhöhte. Seine Haut war von mattem, rußfarbenen Schwarz, aus welchem die bläulich weißen Augäpfel und blendend weißen Zähne hervorleuchteten und ihm einen halbwilden Ausdruck gaben, der indessen ganz von dem eines Negers abwich. Seine Backenknochen waren nicht hervortretend, seine Nase fein

gekrümmt, sein Mund klein und wohlgebildet. Wenn man die Hautfarbe weiß dachte, konnte man ihn nach europäischen Begriffen schön nennen. Die kleinen Hände und Füße, sowie der ebenmäßige Bau des mittelgroßen Körpers unterstützten den Eindruck der Behendigkeit, die sich in allen seinen Bewegungen aussprach.

Beim Dinner, welches unter dem Vorsitz des Prokuristen stattfand, saß Dorn in der Nähe des letzteren, der sich eingehend nach der Haltung des Schiffes während des Typhons erkundigte, welcher auch in Singapore Schaden angerichtet hatte. Dorn berichtete sachgemäß auch über andere Reise-Erlebnisse, und es fand eine angeregte Unterhaltung statt. Beim nachfolgenden Kaffee wurde ihm empfohlen, den Besuch bei Mrs. MacNair nicht aufzuschieben, die eine feine, liebenswürdige Dame sei. So schwächte sich der Eindruck des kühlen Empfanges in Dorn ab, und er begab sich zeitig zur Ruhe.

Es ist eine große Annehmlichkeit in dem außerordentlich gleichmäßigen Klima von Singapore, daß die Temperatur abends immer zurückgeht und einen erquickenden Schlaf ermöglicht. In der Regel springt um 2 Uhr nachts eine starke Brise mit Regenschauern auf, welche den Schläfer veranlaßt, eine zweite Wolldecke in Bereitschaft zu halten. Die Temperatur sinkt während des ganzen Jahres selten unter 70° Fahrenheit (17° R.) und steigt nie über 93° F. (27° R.). Das sind viel geringere

Schwankungen, als man nach der Lage Singapores unter nur 2 Grad nördlicher Breite erwarten ſollte. Leichte Luft iſt dabei vorwiegend; freilich kann bei Gewitterneigung auch ſchon eine Wärme von 80° F. ſehr läſtig fallen. Dann wird häufiger gebadet.

Dorn erwachte geſtärkt am anderen Morgen, erfriſchte ſich durch ein Bad und ein reichliches Frühſtück und trat ſeinen Dienſt an. Er hatte nicht viel Zeit Grillen zu fangen, denn es gab viel zu tun. Er arbeitete ſich indeſſen dank der Londoner Schulung raſch ein und bewältigte bald ſpielend ſein Penſum. An den Abgangstagen der Overland mail häuften ſich wohl zuweilen die Arbeiten, mit denen er im beſonderen betraut war; an den Zwiſchentagen gab es manche freie Stunde, denn es war noch die telegraphenloſe Zeit.

Die Gleichmäßigkeit der Tageslänge unter dem Äquator übt einen lähmenden Einfluß auf das tägliche Leben, welcher durch die Gleichmäßigkeit der Temperatur noch verſtärkt wird. Dorn's ſtrebſamer Geiſt empfand bald die Eintönigkeit, und nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen, ſich muſikaliſche oder theatraliſche Genüſſe zu verſchaffen, beſchloß er ſeine Sprachſtudien wieder aufzunehmen, und zwar wählte er diesmal die Erlernung der chineſiſchen Sprache zu ſeiner Aufgabe. Er erkundigte ſich auf dem Konſulat nach den fähigſten Dolmetſchern, und nach Ablehnung einiger übertriebener Forderungen kam er mit

Mr. Sing-ho überein, ihm wöchentlich zweimal abends Unterricht zu erteilen. Der Lehrer fing mit dem pidgin-(business)-english an, der allgemeinen Verständigungssprache zwischen Engländern und Chinesen im ganzen Osten. Nach Erledigung dieser kinderleichten Aufgabe versicherte sich der Lehrer zunächst, daß Dorn nicht beabsichtige, den Chinesen Konkurrenz in dem Dolmetscher-Dienst bei den Konsulaten in Singapore zu machen und knüpfte an die Erteilung ferneren Unterrichts die Bedingung einer schriftlichen Verpflichtung Dorns in dieser Richtung, welche dieser willig gab. Nun erwiesen sich Lehrer und Schüler gleich fähig, so daß der Unterricht bald dreimal wöchentlich stattfand.

Angekündigt durch die üblichen drei Kanonenschüsse lief der Dampfer „City of Madras" auf der Rückreise von Japan eines Morgens wieder in den Hafen ein. Die Weiterfahrt war auf den nächstfolgenden Morgen festgesetzt, und Dorn hatte alle Hände voll zu tun, um die Post fertig zu stellen. Am folgenden Nachmittag war alles erledigt, und er erfrischte sich eben vor dem Dinner durch ein Bad, als Jim meldete, daß vor dem Hoftor ein weißer Bettler sitze, der dringend Mr. Dorn zu sprechen verlange. Dieser warf sich rasch in die Kleider um zu sehen, wer das sein könne. Auf einem Prellstein am Hoftor fand er die zusammengesunkene Gestalt eines weißen Mannes, barhaupt, nur mit Hemd und Hose

bekleidet. Mit Mühe erkannte er zu seinem Schrecken Jannecker, aus dessen unzusammenhängenden Reden er entnahm, daß dieser in einer Matrosenkneipe betäubt und ausgeplündert worden sei, in diesem Aufzuge nicht an Bord zurückkehren könne und bitte, ihm neue Kleider zu kaufen.

Das tat Dorn in dem nächsten Kleiderladen und brachte ihn dann an Bord zurück, wo er ihn mit einer kurzen Erklärung der Pflege eines Maschinisten übergab. Jannecker verfiel bald darauf in Bewußtlosigkeit, und Dorn konnte nichts weiter für ihn tun, als den wachehabenden Offizier von dem Vorgefallenen unterrichten. Dann begab er sich nachdenklich nach Hause zurück. Am nächsten Morgen hatte der Dampfer den Hafen verlassen. Kurz darauf kam von Point de Galle ein kläglicher Brief Janneckers, in welchem er einen ausreichenden Betrag für Dorns Auslagen schickte und besonders bejammerte, daß ihm bei der Beraubung auch sein Geschenk für Dorn gestohlen worden sei.

Das Studium und die Korrespondenz mit der Heimat füllten nun die freie Zeit Dorns vollständig aus.

Er hatte nicht versäumt, der Frau des Chefs am ersten Sonntage seine Aufwartung zu machen. Sie war eine Dame von feinen Manieren und großer Belesenheit in der englischen Literatur. Thackeray, Bulwer, Milton und besonders Robert Burns waren ihre Lieblinge. Auf dieses Gebiet konnte Dorn ihr nicht folgen, aber er hörte

sie gern singen, wenn sie an Sonntagen geistliche Lieder vortrug. Der Bungalow lag an der schönen, schattigen Orchard Road, die auch nach dem botanischen Garten führt, der freilich diesen Namen kaum verdient. Denn er zeichnet sich durch den Mangel an Blumen außer Rosen aus; von ausländischen Bäumen sind nur einige Araucarien, Casuarinen und Norfolk Pinien angepflanzt, die keinen Schatten geben. Tennis- und Cricket-Plätze nehmen den größten Raum ein.

Wenige Monate nach Dorn's Ankunft brach in Vorderindien der Sepoy-Aufstand aus, welcher zeitweilig die englische Herrschaft dort in Frage stellte und ganz Ostasien erschütterte. Das Haus MacGregor wurde in seinen Niederlassungen in Bombay und Kalkutta von den unvermeidlichen Verlusten schwer in Mitleidenschaft gezogen, und alle Zweighäuser empfanden die Einschränkung der Mittel. Der Opfermut der weißen englischen Truppen verhütete indessen das Schlimmste. Eine Stadt, eine Provinz nach der andern fiel wieder unter die Botmäßigkeit der weißen Herrscher. Innerhalb Jahresfrist war die Ordnung überall wieder hergestellt. Singapore und der Osten hatten wenig gelitten. Auf rätselhafte Weise gelangten die Chinesen während der Unruhen meist zuerst zur Kenntnis der politischen Ereignisse. Dorn erfuhr durch Sing-ho die Neuigkeiten oft tagelang früher als aus den Zeitungen.

Der Bilderreichtum der Sprache der Söhne des himmlischen Reiches trug viel dazu bei, den Unterricht anziehend zu machen. Im Verlauf desselben erfuhr Dorn von dem mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgestatteten Lehrer vieles über die Mängel des englischen Handelssystems im Verkehr mit den Chinesen, was die letzteren den Europäern gegenüber in Handelssachen weit überlegen erscheinen ließ. Dieser Eindruck verstärkte sich, je tiefer Dorn in die Kenntnis der kaufmännischen Fähigkeiten der gelben Rasse eindrang, deren Individuen von Kindheit an Schacher treiben und — der Spielleidenschaft fröhnen.

Von dem Hang der Chinesen zum Hazardspiel bekam Dorn einen Begriff, als er in Begleitung Sing-hos bei Gelegenheit eines chinesischen Karnevals die benachbarte Stadt Tanjong-putri auf Johore besuchte. Außer den Tag und Nacht belagerten sing-song Theatern, welche bei ihren immerwährenden Vorstellungen nur den Schauspielern Schutz gegen die Witterung gewähren, übten die besser geschützten Spielhöllen die größte Anziehungskraft aus, und es wechselten große Summen die Besitzer. Sing-ho wies auf einen Mann, der seinen ganzen mitgebrachten Barvorrat von 7500 Dollars verspielt hatte und nach Singapore zurückfuhr, um weitere 10000 Dollars zu holen, mit denen er die Bank sprengen wollte. Johore ist ein Vasallenstaat Englands an der Südspitze von Malakka. Der derzeitige Maharadscha trägt

den Titel Kummongong, hat England besucht und ist dort wegen seiner Loyalität mit dem britischen Orden »Star of India« ausgezeichnet worden, was sein Ansehen im Lande bedeutend hebt. Er ist ein feiner Mann, spricht sehr gut englisch und ist mit vielen Europäern in geschäftlicher Verbindung. Der große Holzreichtum seiner Besitzungen wird auf großen Sägemühlen in Tanjongputri und auf kleineren in Singapore für den Markt zugerichtet.

Ein anderes Laster der Chinesen ist das Opiumrauchen. Es ist indessen bei weitem nicht so verbreitet, wie das Branntweintrinken in Europa. Der gesamte Wert des im Osten verbrauchten Opiums erreicht zu Verkaufspreisen gerechnet nicht den Betrag von 30 Millionen Pfund Sterling im Jahr und verteilt sich auf eine Bevölkerung von mindestens 300 Millionen Seelen, während Rußland allein aus dem Branntweinmonopol eine Reineinnahme von 500 Millionen Rubeln verzeichnet, bei einer Volkszahl von etwa 100 Millionen. Ein Gewohnheitsraucher verbraucht an Opium jährlich nicht mehr als für 30 Mark. Diese Zahlen sollen nur irrige Vorstellungen berichtigen, nicht das Laster beschönigen, das in den widerwärtigsten Formen auftritt, besonders in den Hafenstädten.

Die mahagonifarbenen Malaien beider Geschlechter sind dem ekelhaften Kauen der Betelnuß (Areca) ergeben,

das ihre häßlichen Lippen und Zähne blutrot färbt. Diese Rasse ist von unglaublicher Trägheit, anscheinend kann nichts sie zu einer regelmäßigen Tätigkeit bewegen. Die Bugis von Celebes gehören einer anderen Rasse an. Sie sind starke, grobknochige, halbwilde Gesellen und bilden meist die Besatzung der Lastböte (prahu's und dhow's).

Von der Bevölkerung Singapores können nur die Klingkling von der bengalesischen Coromandelküste mit dem bienengleichen Fleiß der Chinesen wetteifern. Die Männer entsprechen meistens der von Jim gegebenen Schilderung. Gewöhnlich nur mit einem Lendenschurz bekleidet, tragen sie als Festkleid einen langen weißen Mantel mit farbig-leuchtenden Streifen, den sie malerisch zu drapieren wissen, einen weißen oder roten Turban und stark aufwärts gekrümmte Sandalen. Sie werden als Hausdiener (syces) und zum Ziehen der tikka-garris (offenen Personenwagen) allen anderen vorgezogen. Die weiblichen Klingkling sind wegen ihrer Schönheit begehrt, kleiden sich in wallende Gewänder und tragen gern goldene Ringe auf den Armen, Fußknöcheln, in den Ohren und in der Nase, sowie Edelsteine auf den Fingern. Nicht selten werden solche Schönheiten ihres Schmuckes wegen erschlagen und beraubt. Der Stamm bekennt sich zum mohammedanischen Glauben und besitzt eine eigene Moschee in Singapore, in und vor welcher der Gottesdienst mit fanatischen Ausbrüchen gefeiert wird.

Die Hauptkultur der Insel bestand damals in der Anpflanzung von Muskatnußbäumen, welche 20—30 Jahre lang große Erträge brachten. Dann starben plötzlich fast sämtliche Bäume rasch ab, und das verwilderte Land fiel wieder der Regierung anheim. Ein ähnliches Schicksal hatten Versuche der Aupflanzung von Baumwolle, Kaffee, Zimmet, Zuckerrohr, Guttaperchabäumen und Pfeffer. Es scheint, wie wenn der Mangel einer Ruheperiode den Kulturpflanzen verderblich wird. Es sind bei den Anbauversuchen große Vermögen geopfert worden. Nur Sago- und Kokospalmen zeigen Widerstandsfähigkeit gegen die unausgesetzt treibende, feuchte Wärme.

Nach Verlauf eines Jahres merkte Dorn, daß Sing-ho am Ende seines Witzes angelangt sei. Er beschränkte daher den Unterricht auf einen Abend wöchentlich, um in der Übung zu bleiben. Inzwischen waren Dorn's Studien im Hause kein Geheimnis geblieben, und Mr. MacNair zog gern Nutzen aus dessen Kenntnissen, ohne indessen eine Zulage zu gewähren, welche Dorn wohl hätte erwarten dürfen, denn es wurden große Ausgaben für Dolmetscherdienste gespart. Allein der Chef hatte, wie viele Schotten, eine stark geizige Ader und nutzte seine Angestellten nach Möglichkeit aus. Dorn erinnerte sich seines ersten Eindrucks beim Eintritt in das Haus und begann seine eigenen Interessen in Überlegung zu ziehen. Er war schon öfter durch Sing-ho zu eigenen kleinen

Geschäften angeregt worden, hatte aber abgelehnt. Jetzt kamen ihm auch Markus' Worte vor Unterzeichnung des Kontraktes ins Gedächtnis.

Die Kenntnis der chinesischen Sprache ist unter Europäern im Osten eine große Seltenheit. Die wenigen der Sprache kundigen Engländer erlernen dieselbe im Konsulatsdienste auf Kosten der Regierung und werden dann vorzugsweise als Konsuln angestellt. Unter Engländern wie Chinesen wurde Dorn daher bald als ein Wissender bekannt. Sing-ho vermittelte seine Bekanntschaft mit einigen Kaufleuten seiner Rasse, u. a. mit Whampoa, dem reichsten Chinesen Singapores, der ein großes Vermögen durch Kontrakte mit der englischen Regierung angesammelt hatte. Er bewohnte einen ausgedehnten Bungalow an Orchard Road in einem nach chinesischer Art mit Zwergpflanzen angelegten Garten, in welchem abenteuerliche Tiergestalten durch Beschneiden der Bäume herangezüchtet waren. Seine Feste übertrafen an Glanz und Pracht diejenigen der Europäer. Er hatte durch Sing-ho von dem Europäer gehört, der ihre Sprache kannte, und dabei kein Engländer war. Das hatte seine Neugier rege gemacht, ihn kennen zu lernen.

Geschäftsmann durch und durch wie Whampoa es war, bewegte sich ihre erste Unterredung in einem Teehause ganz in geschäftlichen Grenzen. Dorn antwortete vorsichtig auf die Fragen, die sich auf viele europäische

Fabrikate bezogen. Damals waren Pianos ein begehrter Luxusartikel im Osten und Whampoa wollte wissen, ob es möglich sei, zu einem bestimmten Preise solche Instrumente nach Singapore zu liefern, deren Höhe, Länge, Breite und Tastenanzahl er genau angab. Er stellte auch die Bedingung, daß sie gegen Rost und gegen das Eindringen von Insekten und Mäusen geschützt sein müßten.

Dorn versprach, Erkundigungen einzuziehen und fragte bei einem Pianoforte-Fabrikanten in Hamburg an, mit dessen Sohn er die Schulbank geteilt hatte, indem er ihm anheim gab, ein Instrument zur Probe baldmöglichst hinauszuschicken, von dessen Beschaffenheit größere Aufträge abhängig sein würden. Er empfahl dem Fabrikanten, nichts zu schicken, was er nicht in der Folge in gleicher Ausführung und zu gleichem Preise liefern könne.

Kurze Zeit darauf erhielt Dorn eine Einladung in das Haus des chinesischen Magnaten, und hatte alle Ursache, über die Gediegenheit der Einrichtung und die Mannigfaltigkeit des Dinners erstaunt zu sein. Es waren nur zwölf Personen, natürlich nur Herren, anwesend, darunter Sing-ho. Dorn saß zwischen dem letzteren und dem Hausherrn. Nach Tische wurde Tee und Samschu (Branntwein) im Garten gereicht, dessen Tierformen mit winzigen Laternen in den Konturen illuminiert waren; zum Schlusse ein kleines ausgewähltes Feuerwerk. In

der Folge war Dorn regelmäßiger Gast im Hause, auch bei größeren Festen, und wurde immer mit Auszeichnung behandelt, kam aber meist hungrig heim, da er sich mit den gebräuchlichen Elfenbeinstäbchen schlecht behelfen konnte. Da die Chinesen kein „R" in ihrer Sprache kennen, mußte er sich wohl oder übel die Abänderung seines Namens in Dollin Sahib gefallen lassen.

Im Laufe der Posten kam die Antwort aus Hamburg und bald darauf auch das Probe-Instrument, mit welchem der Käufer sich befriedigt erklärte, nachdem er es einer genauen Prüfung hatte unterziehen lassen. Der Hamburger Preis f. a. b. unter Zuschlag von Fracht und Assekuranz ließ Dorn einen hübschen Nutzen, und mit der Rimesse auf London konnte er dem Fabrikanten einen Auftrag auf sechs weitere Instrumente überschreiben, den er mit der nächsten Post verdoppelte, indem er empfahl, die Pianos ganz genau in der gleichen Ausführung zu schicken und beileibe keine Verbesserungen anzubringen. „Was die Chinesen einmal als gut erkannt haben, dabei bleiben sie. Eine Abänderung, wenn auch Verbesserung, kann die Zurückweisung der ganzen Sendung nach sich ziehen."

Wohin die Pianos ihren Weg fanden, hätte Dorn gern erfahren; es war ihm aber nicht möglich, ihre Wiederverschiffung zu erkunden, so gut wurde das Geheimnis gewahrt. Er gab auch bald seine Nachforschungen auf, denn nach der Ankunft der ersten zwölf Instrumente

häuften sich die Aufträge derartig, daß ein weiter Verteilungskreis vorhanden sein mußte. Zeitweilig wurde ein großer Teil der Hamburger Pianofabriken durch Dorn für China beschäftigt, denn der eine Fabrikant war nur imstande, die Aufträge mit Hülfe seiner Kollegen auszuführen. Er überwachte aber persönlich die genaue Anfertigung nach Vorschrift, damit ihm die ferneren Ordres nicht entgingen. Whampoa mußte auch gute Rechnung dabei finden, denn beim Anwachsen seiner Bestellungen legte er Accreditive nach London auf Bankhäuser, welche gegen Einsendung der Konossemente und Policen zwei Drittel des chinesischen Kaufpreises bezahlten.

Bald nachdem Whampoa die Zuverlässigkeit der Vermittelung Dollin Sahibs erprobt hatte, erweiterte er seine Anfragen auf gewebte Stoffe. Das war ein vielumworbenes Gebiet, und er stellte seine Gebote anfangs so niedrig, daß Dorn ablehnen mußte; denn auch die anderen Anforderungen waren so streng, daß sie nur bei guten Preisen erfüllbar waren. Whampoa forderte für jedes Gewebe, je nach seiner Beschaffenheit, eine bestimmte Fadenzahl unter dem Fadenzähler, ein genaues Gewicht sowie Längen- und Breitenmaß der Stücke und die Fähigkeit ein bestimmtes Unzengewicht in Streifen von gewisser Breite aus der Länge, Breite und Diagonale des Stoffes ohne Zerreißung oder Bruch zu tragen. Erst nachdem Whampoa bessere, wenngleich immer noch niedrigere als die

englischen Preise zugestanden hatte, unternahm Dorn die Vermittelung. Es hatte großer Geduld bei den Verhandlungen bedurft.

Dorn wußte aus London, daß ein Teil der unter englischer Etikette exportierten Webwaren aus Deutschland stamme. Es galt nun, die leistungsfähigen Webereien Deutschlands ausfindig zu machen. Selbst mit Hülfe des hamburgischen Konsulates war dies eine schwierige Aufgabe, denn Nachschlagebücher gab es nur über englische und französische Fabriken. Das Konsulat erbot sich, Auskünfte einzuholen; das tat auch Dorn selber durch seine Freunde in Hamburg, denen er fertige Anfragebriefe mit den genauen Anforderungen einsandte, in welchen nur die Adressen auszufüllen waren. Sein früherer Lehrherr zeigte hierbei große, selbstlose Bereitwilligkeit, während andere Häuser eine Prozentage von den Aufträgen forderten. Nach dreivierteljähriger Korrespondenz gelangte Dorn in den Besitz von Probesendungen seitens weniger Fabriken, die aber zu den leistungsfähigsten zählten. Nach Vorlage und Prüfung der Muster gelang es ihm, die Preise Whampoas noch in die Höhe zu schrauben, was ebenfalls viel Geduld erforderte, denn der Chinese erwies sich als sehr zähe. Endlich konnte Dorn den ersten Auftrag nach Deutschland überschreiben, in welchem er nochmals die peinlich genaue Erfüllung der Bedingungen vorschrieb, bei günstiger Ausführung aber

große Bezüge in Aussicht stellte, für welche er indessen einen Extra-Rabatt beanspruchte. Die erste Abladung fiel gut aus, und nun folgten, von Accreditiven auf englische Bankhäuser begleitet, nach und nach so große Aufträge, daß den deutschen Fabrikanten die Augen übergingen. In jedem Brief wiederholte Dorn die Notwendigkeit der genauen Erfüllung der Lieferungsbedingungen bei genau gleicher Verpackung. So erzog er einen Stamm von deutschen Fabrikanten für große, zuverlässige Lieferungen.

Es war das arbeitsreichste Jahr in Dorn's Leben. Er ließ sich aber keine Mühe verdrießen, nach seiner Londoner Schulung wohl wissend, daß ihm später die Früchte seiner jetzigen Arbeit zufließen würden.

Wohl merkte Mr. MacNair, daß Dorn Privatgeschäfte betrieb. Er konnte indessen kontraktmäßig nichts dagegen einwenden, denn Dorn erfüllte seine Geschäftspflichten mit Gewissenhaftigkeit und leistete außerdem die wertvollen Dienste als Dolmetscher. Andrerseits ließ der Geiz des Chefs nicht zu, ihm Zulage zu gewähren. Dorn machte sich nichts mehr daraus; sein Verdienst aus den Privatgeschäften überstieg schon jetzt sein Gehalt.

Die Geschäftsweise Whampoas nötigte Dorn die höchste Achtung ab. Hier fand er die Grundsätze erfüllt, zu denen er sich in London durchgerungen hatte: Vorsicht beim Anknüpfen, Heilighaltung des gegebenen Wortes,

Vertrauen unter Aufrechterhaltung ſcharfer Überwachung, möglichſte Erleichterung der Zahlungsbedingungen ohne eigene Gefährdung. Er empfand es als eine Ehre, geſchäftlich auf gleichem Fuße von dem Chineſen behandelt zu werden und erwies ſich Sing-ho gern dankbar für ſeine Vermittelungsdienſte durch Geld- und andere Geſchenke. Sing-ho war für beide gleich empfänglich und zeigte die letzteren gern, wobei er nie unterließ, den Namen des europäiſchen Gebers zu nennen.

Dorn wurde vom Kontorperſonal viel bewundert und beneidet. Er vermied indeſſen, Anlaß zu Gehäſſigkeiten zu geben und ging ruhig ſeinen Pflichten nach, die ihn nur ſelten in Verkehr mit Untergebenen brachten. So nahte ſich der Termin, welcher für die Erneuerung oder Löſung des Anſtellungs-Vertrages vorgeſehen war. Dorn kündigte. Jetzt begann Mr. MacNair einzuſehen, daß er ihm gegenüber eine falſche Politik getrieben hatte. Er bot die Verdoppelung, die Vervierfachung des Gehaltes, falls Dorn bleiben wolle. Schließlich erbot er ſich ſogar, Dorn's junior partnership in London zu beantragen, falls er ſeine Privatgeſchäfte auf die Firma übertragen wolle. Dorn blieb unbeweglich und verweigerte auch, ſich über ſeine ferneren Abſichten zu äußern. Mr. MacNair war und blieb ihm unſympathiſch, und er verließ das Haus, ohne Bedauern darüber zu empfinden. Jim bat um Erlaubnis, bei dem Sahib bleiben zu dürfen, was dieſer

gern zugestand, nachdem er sich vergewissert hatte, daß man im Hause der Dienste Jim's nicht bedürfe. Nach seinem Lohne befragt, erklärte Jim, bisher 3½ Dollars monatlich (etwa 14 Mark) erhalten zu haben. Dorn erhöhte denselben auf vier Dollars unter der Bedingung, daß Jim für breakfast und tiffin sorge und schenkte dem Burschen ein Reststück von weiß und rotgestreiftem Baumwollstoff, aus welchem der Beglückte sich alsbald einen Staatsmantel schneiderte. Der Umzug nach der von Dorn gemieteten Wohnung war bald bewerkstelligt. Sie bestand aus drei Zimmern, Bad und Küche im ersten Stock eines zweistöckigen Hauses an einem verhältnismäßig ruhigen Square.

Sobald Whampoa erfuhr, das Dollin Sahib das MacGregor'sche Geschäft verlassen habe, kündigte er mit aller Förmlichkeit seinen Besuch bei demselben nach drei Tagen an. Förmlich wie die Ankündigung gestaltete sich der Besuch selbst, fast wie bei einer Staatsaktion. In einer reich vergoldeten Sänfte von vier gleichgekleideten Kulis getragen, gefolgt von vier Reserveträgern und unter Vortritt von zwei Vorläufern, die mit Geschrei Platz für ihren Herrn heischten, begab sich Whampoa in langsamem Tempo zu Dorn. Dem zu früher Tagesstunde ungewohnten Aufzuge schloß sich die müßige Straßenbevölkerung an, um das Ziel desselben zu erkunden, und vor Dorns Hause angelangt, hatte sich ein zahlreiches Gefolge angesammelt.

Bald wußte die gesamte chinesische Bevölkerung, daß Whampoa einem fremden „wissenden Mann", Dollin Sahib genannt, einen Besuch abstatte.

Dorn empfing seinen Besuch an der Schwelle und führte ihn durch das zur Office eingerichtete Vorzimmer in sein Wohnzimmer. Hier fand eine stundenlange Unterredung statt, in welcher Whampoa vertraulich mitteilte, daß er beabsichtige, nach Neujahr sein Geschäft in Singapore abzugeben. Er habe seine Kontrakte mit der englischen Regierung nicht erneuert. Er wolle sich nach seiner Heimat Schanghai zurückziehen, um dort seine Tage zu beschließen und den lange vernachlässigten Ahnenkultus außer seinen Geschäften zu pflegen. Nach den bereits mit Dorn eingeleiteten Verbindungen verspreche er sich viel von der Ausdehnung derselben in Schanghai. Er gebe Dorn anheim, mit ihm dorthin überzusiedeln. Der Platz sei jetzt noch fast ganz chinesisch, es könne aber nicht fehlen, daß derselbe für den europäischen Handel nach Nord- und Mittel-China eine hervorragende Bedeutung gewinne. Er verspreche Dorn dort eine glänzende Zukunft und sage ihm jede Unterstützung, sowie die Einführung bei chinesischen Kaufleuten anderer Branchen zu.

Er empfahl Dorn dringend, seinen Vorschlag in Überlegung zu ziehen, er würde dessen Annahme nicht zu bereuen haben. Dann verabschiedete er sich mit großer Förmlichkeit und Dorn geleitete ihn bis an seine Sänfte.

Jim hatte dafür gesorgt, daß die Unterredung nicht gestört werde.

Die Mitteilungen Whampoa's brachten eine große Umwälzung in Dorn's Gedankengang hervor. An sich war ihm eine Veränderung in klimatischer Beziehung erwünscht. Die angestrengte Doppeltätigkeit hatte ihm den abspannenden Einfluß der immer gleichmäßigen Wärme fühlbar gemacht. Er empfand die Freiheit von der täglichen, regelmäßigen Kontorarbeit als eine Wohltat und beschloß, sich zunächst eine Ruhepause zu gönnen, welche er zu Ausflügen zur See meist in Begleitung Sing-ho's benutzte. Whampoa hatte ihm mit chinesischer Geduld vier Wochen Zeit zur Überlegung gelassen.

Auf den Ausflügen versäumte Dorn nicht, seinen Revolver, Markus' Geschenk, mit sich zu nehmen und gelegentlich seine eingerostete Schießfertigkeit aufzufrischen. Zu seiner Freude versagte keine der mitgebrachten Patronen.

Die Insel Singapore war wegen des häufigen Vorkommens der Königstiger verrufen. Sie verdankt diesen Tieren ihren Namen. In der Stadt merkte man nichts, in der nächsten Umgebung wenig von ihnen, doch verzeichnete die Statistik jährlich zwischen drei und vierhundert menschlichen Opfern auf der Insel. Indessen sind wohl viele Fälle des Verschwindens von Menschen auf den Pflanzungen oder auf den Wegen dorthin auf Morde aus Rachsucht oder Habsucht zurückzuführen. Auf den umliegenden

Inseln und in Johore sind Tigerspuren allerdings häufig an den Landungsstellen der Böte in den Flußmündungen zu beobachten. Schlangen bekam Dorn nur in seltenen Fällen zu Gesicht, obwohl die Eingeborenen in steter Furcht vor ihnen sowie vor Tigern leben.

Inbezug auf die Übersiedelung nach Schanghai fühlte Dorn das Bedürfnis sich mit einem Europäer zu beraten. Er suchte zu diesem Zweck den Hamburger Konsul auf. Dieser hatte von Dorns Privatgeschäften schon einige Kenntnis, kannte auch Schanghai aus eigener Anschauung und sprach sich günstig über dessen Chancen für die Zukunft aus. Danach beschloß Dorn, dem Vorschlage Whampoas zu folgen, zumal dessen Fortgang von Singapore die Fortsetzung der Lieferungen über diesen Platz schwieriger gestaltet haben würde. Er verständigte Whampoa vor Ablauf der Frist, und dieser zeigte sich sehr erfreut. Das gleiche tat Mr. MacNair, (welchem Dorn aus Höflichkeitsrücksichten bei einem Besuch in dessen Wohnung Mitteilung machte) weil er den fähigen Deutschen gern aus dem Kreise des unmittelbaren Wettbewerbes ausscheiden sah. Aufrichtig betrübt zeigte sich aber Sing-ho, dessen Vermögensverhältnisse ihm noch nicht die Rückkehr in die geliebte Heimat gestatteten. Auch Jim jammerte, denn er konnte es nicht übers Herz bringen, sich von seinen Stammesgenossen und von seiner Moschee zu trennen.

Whampoa hatte seinem Besuche bei Dorn nicht ohne Absicht den Charakter großen Gepränges gegeben. Ohne Wissen des Deutschen benutzte er hinfort dessen Namen als Druckmittel, um bei den englischen Häusern Preisermäßigungen durchzusetzen.

Die Übersiedelung richtete Dorn so ein, daß Whampoa vor ihm in Schanghai eintraf. Er befürwortete beim Postamt, daß für ihn eintreffende Briefe mit demselben Postschiff weiter befördert würden, mit welchem sie ankamen und ließ dafür an geeigneter Stelle gern einige Zehndollarnoten springen. Er verschaffte sich Empfehlungsbriefe an die englischen Konsuln in Hongkong und Schanghai, sowie an den preußischen Gesandten in Peking. In Hongkong blieb er bis zur Abfahrt des nächstfolgenden Postdampfers, besuchte Kanton und gewann einen Einblick in den südchinesischen Handel. Er erstaunte über den gewaltigen Verkehr auf dem Kanton- oder Perlflusse und über die Aufnahmefähigkeit des Landes.

Siebenter Abschnitt.

Schanghai 1860—1864.

Auf eigenen Füßen.

Das Ziel vor Augen.

Als Dorn im Februar 1860 in Schanghai eintraf, empfing ihn Whampoa. Dieser hatte für eine geeignete Unterkunft im Fremdenviertel sowie für einen zuverlässigen Diener gesorgt, welcher sofort die Sorge für das Gepäck übernahm. Sie fuhren in Whampoa's Boot ans Land und in dessen Tikkagarri vors Quartier. Hier verabschiedete sich Whampoa, nachdem er Dorn auf den Abend zum Dinner eingeladen hatte.

Dorn fand seine Wohnung zu seiner Überraschung ganz auf europäischem Fuße ausgestattet: Office, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Fremdenzimmer, Bad und Küche. Hung, der Diener erwies sich als gut geschult. Das Bad und Erfrischungen waren bereit, er richtete zunächst das Schlafzimmer des Herrn ein, und dieser konnte eine Stunde willkommener Ruhe genießen. Als er sich wieder erhob, fand er Wohnzimmer und Office vollständig eingerichtet. Hung hatte mit der erstaunlichen Geräuschlosigkeit chinesischer Diener alles richtig eingeordnet.

Schanghai trug 1860 noch einen durchaus chinesischen Charakter. Erst 1858 war der Vertrag mit England abgeschlossen worden, durch welchen 19 chinesische Häfen (Vertragshäfen) dem Handel erschlossen wurden. 1860 folgte der französische, 1861 der preußische Vertrag, welch letzterer später auf den Norddeutschen Bund und auf das Deutsche Reich übertragen wurde. Es war nötig, die Bezüge aus Deutschland im Anfang durch englische Speditionshäuser zu leiten, was nach wie vor über Singapore geschah. Mit dem Inkrafttreten des preußischen Vertrages konnten die Verladungen direkt nach Schanghai stattfinden. Die Richtigkeit von Whampoa's Voraussicht über die kommende Bedeutung Schanghais für den internationalen Handel wurde durch die Tatsachen in der Folge glänzend bestätigt.*)

Dorn fühlte sich ganz als Pionier in einer Wildnis. Zu diesem Vergleich bot der Zustand des englischen Settlement den natürlichen Anlaß. Am Ufer des Wusung, eines Nebenflusses des Jantsekiang, auf halb morastigem Boden breitete sich dasselbe als einzige europäische Niederlassung aus, gewährte aber auch allen anderen Nationen gastlichen Schutz. Selbst eine große

*) Nach Exner: China. Leipzig 1889, betrug der Wert des Außenhandels sämtlicher 19 Vertragshäfen im Jahre 1888: 217,183,960 Hk. Tls. Davon entfielen auf Schanghai allein 104,894,980 Hk. Tls. Bei den damaligen Silberpreisen war ein Heikwan-Tael gleich ungefähr 4³/₄ Mark.

Zahl von Chineſen ſuchte hier Zuflucht vor den Taiping-rebellen, welche bis 1863 die Provinz unſicher machten. Es lag noch alles wüſt in den Anfängen der Bebauungs-periode, welche die europäiſchen Konzeſſionen in erſtaunlich kurzer Zeit zu einer eleganten, großſtädtiſchen Modell-Kolonie umgeſchaffen hat. Zur Zeit konnte Dorn nicht anders als im Wagen ſein Quartier verlaſſen oder erreichen. Dennoch hatte er alle Urſache, Whampoa für die Auswahl desſelben dankbar zu ſein, denn ein beſſeres war nicht erhältlich. Die Einwohnerzahl der Chineſen-ſtadt wurde auf 3- bis 400 000 geſchätzt.

In der erſten Zeit fand Dorn Muße, ſeine Privat-korreſpondenz wieder zu beleben, welche er unter der Laſt der geſchäftlichen Pflichten notgedrungen hatte vernach-läſſigen müſſen. Er ſchrieb ausführlich an Marie, wohl wiſſend, daß ſeine Mitteilungen ihren Weg zu Lenchen Rath finden würden, an die Eltern, an Schwager Reeſe, an Franz Michaelis und jeder Brief enthielt ein anderes Blatt ſeiner Erlebniſſe, ſo daß jeder Empfänger den Freunden etwas Neues mitteilen konnte. Last not least an Freund Markus, ſowie an Mr. Scott nach London.

Wie in Allem, hielt Whampoa auch Wort inbezug auf die Einführung bei anderen chineſiſchen Geſchäfts-häuſern. Der Vorſprung Dorn's vor den Engländern durch ſeine Kenntnis der Landesſprache verſchaffte ihm vorzugsweiſe die Aufträge der Chineſen, und er konnte

hinsichtlich seiner Zukunft sich bald jeder Sorge entschlagen, zumal er selbst wenig Risiko für die Bezahlung zu tragen hatte. Die Ausdehnung seiner Geschäfte war wesenlich von der zuverlässigen Lieferung der deutschen Fabrikanten abhängig.

Mochten die Bestellungen auf Webwaren, Garne, Metalle, Waffen oder Werkzeuge gerichtet sein, er überschrieb, unter Mitsendung von Proben wo dies möglich war, genau die Anforderungen des chinesischen Bestellers bei jedem einzelnen Artikel, gab die Prüfungen an, welchen die Waren unterzogen werden würden und empfahl, lieber die Absendung zu unterlassen, als mangelhafte Gegenstände zu schicken, für welche er bestimmt die Zurückweisung unter großen Schadensansprüchen voraussagte. So verbreitete er die Grundsätze der einzig richtigen Handelspolitik in immer weiteren Kreisen der deutschen Industrie, welche damals noch vielfach falschen Prinzipien huldigte, wenn es galt einmalige Erfolge zu erzielen. Er wurde hierbei durch seine Fähigkeit unterstützt, außerordentlich rasch und verständlich zu korrespondieren.

Dahingegen sah er sich bald genötigt, zur Bewältigung der chinesischen Korrespondenz eingeborene Hülfskräfte zu engagieren, bei deren Auswahl ihm Whampoa behülflich war. Er ging auch dazu über, seine Buchführung chinesisch zu gestalten und fand, daß die mecha-

niſchen Arbeiten beſonders zuverläſſig, wenn auch langſam von den billigen Hülfskräften ausgeführt wurden. Das Geheimbuch führte er ſelbſt. Er verlegte ſein Privatkontor in das Wohnzimmer, und dieſes in das nie benutzte Fremdenzimmer.

Dorn hatte bei ſeinen Geſchäften von ſeiten des engliſchen Konſulats nur Förderung erfahren und war auch gaſtlich im Hauſe des Konſuls aufgenommen worden. Dennoch begrüßte er freudig den Abſchluß des preußiſchen Vertrages, und als im Herbſt 1861 das Terrain für die preußiſche Konzeſſion abgeſteckt war, befand er ſich unter den erſten, welche ſich dort einen Platz für einen Bungalow ſicherten. Er ging auch ſobald als möglich an die Aufrichtung des Gebäudes, denn der Raum begann für die wachſende Anzahl der chineſiſchen Schreiber knapp zu werden. Whampoa war ihm auch bei dieſer Dorn fremden Aufgabe ein treuer Berater. Das nötige Kapital nannte dieſer ſchon jetzt ſein eigen, für den Fall vorübergehenden Bedarfs ſtellte ihm der chineſiſche Freund ſeine Kaſſe zur Verfügung. Dorn vermied es indeſſen, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen, um ſeine Unabhängigkeit zu wahren.

Aus der Heimat und aus London hatte er fortgeſetzt gute Nachrichten. Er konnte ſich ſomit ungetrübten Geiſtes ganz ſeiner geſchäftlichen Tätigkeit widmen. Das Klima Schanghais unter 32 Grad nördl. Breite mit ſeiner Abwechſelung von Sommer und Winter ſagte dem

Sohne des Nordens beſſer zu, als die Treibhausluft Singapores. Waren die Schwankungen zuweilen auch extreme, er ertrug ſie beſſer als die ewige Gleichförmigkeit und fühlte die Spannkraft ſeines Geiſtes wachſen. Hatte ſeine Tätigkeit ſich bis dahin ausſchließlich auf die Importartikel beſchränkt, ſo wendete er jetzt ſeine Aufmerkſamkeit dem Studium der Exportwaren zu, unter denen Seide und Tee in Schanghai die erſten Stellen einnehmen.

Neben ſeiner ausſchließlich geiſtigen Arbeit hatte Dorn als Turner ſeinen Körper nicht vergeſſen. In Singapore hatte er dem Klima angemeſſen, ſich auf tägliche Freiübungen beſchränkt. In Schanghai hatte er ſchon Hanteln zu Hülfe genommen, allein auch dieſe genügten ſeinem Bedürfnis nach Bewegung in freier Luft bald nicht mehr.

Sobald er ſeinen Bungalow beziehen konnte, ſchaffte er ſich ein paar der ausdauernden chineſiſchen Pferdchen an, welche für ſein Körpergewicht vollſtändig ausreichten. Die Koſten ſpielen dort keine große Rolle. Jetzt erfriſchte er ſich jeden Tag durch einen Ritt in der friſchen Morgenluft, was ihm außerordentlich wohltat. Außerdem fand er auf dieſen Ritten öfter Gelegenheit zu geſelliger Unterhaltung mit Herren, die er im Konſulat oder im Klub kennen gelernt hatte. Auch das war eine willkommene Abwechſelung außerhalb des chineſiſchen Zirkels, in welchem er ſich geſchäftlich bewegen mußte. Mit der Zeit beteiligte

er sich auch an dem Polospiel, das ihm mit seinen Aufregungen besonders gefiel. Durch dieses kam er wieder dem weiblichen Element der Kolonie näher, das er lange vernachlässigt hatte. Als Besitzer eines Bungalows fand er seine Position in der Gesellschaft gehoben, und heiratsfähige young ladies fingen an, ihm im geheimen Beachtung zu schenken.

Wenn er bei Gelegenheiten am Altjahrsabend oder an seinem Geburtstage auf sein Leben zurückblickte, konnte er mit frischem Mute aus diesen Betrachtungen in die Zukunft schauen. Das liebste Bild, welches seine Phantasie ihm vorgaukelte, zeigte den Besuch der Heimat, das Wiedersehen seiner Lieben und — Lenchen Rath's.

Inzwischen benutzte er gern die Gelegenheiten, den Lieben daheim und auch seinem früheren Lehrherrn Erinnerungszeichen seiner Zuneigung zu übersenden, wozu sich die Prachtstücke der chinesischen Seidenstickerei besonders eignen.

Nach der Unterzeichnung des preußischen Vertrages hatte auch der Unternehmungsgeist deutscher, besonders hanseatischer Handlungshäuser nicht gezögert, Niederlassungen in Schanghai zu errichten. Der norddeutsche Lloyd errichtete eine Agentur und Dorn empfand mit Genugtuung die Erlösung aus seiner Isoliertheit. Das übertrug sich auf sein geistiges Leben und auf seine Zuversichtlichkeit. Er war aus dem chinesischen Banne erlöst. Seine Kenntnis der Landessprache verschaffte ihm

unter allen Kolonisten eine geachtete Stellung, und wenn der preußische Gesandte Schanghai besuchte, wurde Dorn immer mit Auszeichnung empfangen, und auch oft zu Rate gezogen.

So vergingen einige Jahre lohnender Arbeit. Dorn sah sein Vermögen wachsen nnd benutzte einen Teil seiner Mittel gern zur Verschönerung seines Gartens, sowie zur Anschaffung besserer Pferde, für welche er immer Liebhaberei gehegt hatte. Seine Stellung zu den Damen der Kolonie klärte er durch die freimütige Mitteilung, daß sein Herz in der Heimat gefesselt sei. Er haßte Doppelstellungen, und die Damen konnten seinem Freimut ihre Anerkennung nicht versagen.

Die Absicht sich am Exporthandel zu beteiligen gab er gänzlich auf, nachdem er einen Einblick in die einschlägigen Verhältnisse gewonnen hatte. Die Chinesen sind Meister in der Kunst, Kontrollen auszuüben bei der Empfangnahme der gekauften Waren. Er hatte bei seinem Hausbau und bei tausend anderen geringfügigen Anlässen erfahren, daß sie auch Meisterschaft in der Fähigkeit besitzen, bei Lieferungen nicht ein Jota über die verabredeten Leistungen auszuführen, minderwertiges Material zu unterschieben und für die korrekte Ausführung Extrabezahlung zu verlangen. Diese Meisterschaft erhöht sich anscheinend in den unteren Schichten des Volkes, das immer Zeit hat, wenn es gilt Betrügereien auszuüben. Sie wissen genau, daß der Europäer ihnen nicht die

gleiche Geduld, die gleichen Kontrollen entgegenſetzen kann. Die chineſiſchen Geſetze verhindern das Hinüberſchleppen von Prozeſſen aus einem Jahr ins andere in richtiger Erkenntnis der Volkseigenſchaften und unterſtützen das dort im höchſten Grade ausgebildete Prinzip: „Augen für Geld“. Die hohe Bedeutung des Neujahrsfeſtes in China wird hieraus erklärlich.

Die Schwierigkeiten der europäiſchen Kontrollen bei der Empfangnahme von Seide, Tee, Zimmet und anderen Produkten machen die Geſchäfte in dieſen Artikeln immer riskant und tragen zur Monopoliſierung derſelben in den Händen einzelner ſehr reicher Firmen bei, welche ihren meiſt chineſiſchen Kontrolleuren oft erſtaunlich hohe Gehälter bezahlen, um ſie gegen Beſtechung unzugänglich zu machen.

Dennoch haben ſie ihre gute Abſicht auf die Dauer nicht erreichen können, denn das Syſtem der prozentweiſen Trinkgelder (engl. squeezes, chin. kumsha) iſt ſo tief eingewurzelt, daß ohne dasſelbe ſehr wenige Geſchäfte zuſtande kommen. Die Korruption geht bis in die höchſten Verwaltungskreiſe; ſelbſt die Mandarinen ſehen einen perſönlichen Vorteil als einen ihnen zukommenden Tribut an. Aus den Kontrolleuren ſind im Laufe der Zeit die Compradors geworden, welche große Vermögen anhäufen und den ganzen ausgehenden Handel beherrſchen, ſo daß ſelbſt die größten Firmen auf ihren guten Willen

angewiesen sind. Die Compradors sind ein Krebsschaden im chinesischen Außenhandel. Sie drängen überdies den jungen europäischen Angestellten Vorschüsse auf, wodurch diese in Abhängigkeit geraten, was zur Verschweigung von Mängeln bei Empfangnahme der gekauften Waren führt. Die Sitte, Beträge für Einkäufe und Zechen nicht in barem Gelde, sondern mit Bons auf den Comprador zu begleichen, verführt viele junge Leute zu Ausgaben über ihre Mittel. Nur sehr feste Charaktere widerstehen dieser Versuchung und bleiben intakt. Diese haben die sichere Anwartschaft auf Vorwärtskommen, die anderen gehen meistens zu Grunde und vermehren die Zahl der Opiumopfer.

Dorn erkannte die Vorteile seiner Position, welche ihn von Zwischenhändlern freiließ. Er nahm Gelegenheit, Whampoa seine Beobachtungen über die Mißstände mitzuteilen und dieser hörte ihn mit großer Geduld an. Er schwieg lange, in tiefernste Betrachtungen versunken. Dann fragte er: „Sind in dem Lande Deiner Geburt alle Menschen mit gleichen Fähigkeiten begabt? Nein? Haben dort alle Menschen die gleiche Erziehung genossen? Auch nicht? Dann sei Deinen Voreltern dankbar für die Eigenschaften welche sie auf Dich vererbt, für die Einsicht zu welcher die Verehrungswürdigen Dich erzogen haben. Bringe ihnen Opfer wie sie in Deinem Lande gebräuchlich sind. Du bist ein redlicher Mensch, das

habe ich erkannt, und ich bin dem höchsten Wesen — Ehre sei ihm und Preis — dankbar dafür, daß es Dich auf meinen Lebensweg geführt hat. Gesegnet sei das Andenken Deiner Voreltern. Redlichkeit ist eine der großen Tugenden. Je höher wir ihren Wert erkennen, je mehr wir ihr nachleben, um so näher kommen wir dem göttlichen Wesen. — Ehre sei ihm und Preis! — Sicher werden diejenigen, welche durch Unredlichkeit und Betrug unerlaubte Vorteile suchen, ihrem Schicksal verfallen. Ich werde sogleich meinen Ahnen — Segen sei ihrem Andenken — ein Dankopfer bringen für die Erkenntnis, welche sie auf mich vererbt haben." —

Er verabschiedete sich mit vielen Förmlichkeiten, indem er sich wiederholt tief verneigte und nach jeder Verbeugung die Arme wie segnend gegen Dorn erhob. Dieser war ergriffen von der offenbar tiefen Bewegung des Chinesen. Er begriff die Folgerichtigkeit der Landesgesetze, welche bei persönlichen Auszeichnungen und Standeserhöhungen die Ahnen mitadeln, nicht aber die Nachkommen. Angeregt durch diese Betrachtungen, beschloß er in dieser Stunde, seinen Besuch in der Heimat nicht länger aufzuschieben, und mit jedem Tage verstärkte sich der Wunsch, die Seinigen wiederzusehen. Der Vater stand im 68. Lebensjahre — wie leicht konnte den Leidenden der Tod ereilen! Er mußte ihn wiedersehen, der Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr.

Auch fühlte er seine kaufmännische Stellung so gesichert, daß er es verantworten konnte, um Lenchen zu werben und sie als seine Gattin nach Schanghai heimzuführen. Es war Anfang 1864 geworden. Er teilte Whampoa seinen Reiseplan mit und dieser versprach, während seiner Abwesenheit den Bungalow, sowie die chinesischen Angestellten unter Aufsicht zu halten, auch seine geschäftlichen Angelegenheiten nach Möglichkeit zu fördern. Die Übermittelung der europäischen Korrespondenz übergab Dorn einem jungen, gut fundierten Hamburger Hause, mit welchem er freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Auch deponierte er bei demselben gegen landesübliche Verzinsung etwa die Hälfte seiner Barmittel, während er die andere Hälfte der Hongkong and Shanghai Banking Corporation auf sechs Monate zur Verzinsung beließ. Er konnte ein Kapital von 6000 Pfund Sterling sein freies Eigentum nennen.

Achter Abſchnitt.

Die Werbung 1864.

Geduldsprobe.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht"

Ende Februar verließ Dorn Schanghai mit einem P. & O.-Dampfer, von den Segenswünschen Whampoa's begleitet. Er wählte von Point de Galle ab die sogenannte Überlandroute und traf Mitte April in Triest ein, von wo ihn die inzwischen vollendete Karstbahn im Fluge zunächst nach Wien, der Schnellzug dann nach Berlin und Hamburg brachte. Nach $7^1/_2$ jähriger Abwesenheit schloß er die Seinigen wieder in die Arme und bezog sein altes Quartier, das mütterliche und schwesterliche Liebe aufs beste ausgeschmückt hatte.

Der Vater war noch rüstig, wenngleich sein Haar gebleicht und sein Gang noch schwerfälliger geworden war. Die lieben Züge der Mutter und Schwester wurden durch die Freude verschönt. Schwager Reese und Regine kamen, von einer heranwachsenden Tochter und zwei Knaben begleitet.

Der Schwager begrüßte ihn in seiner urwüchsigen Weise: „Na, Ferdinand, büst Du wieder da? Das ist ja nett. Seht Jungs, das ist Euer Onkel aus China.

Da haben die Häuſer an den Dächern alle Teufelsfratzen und wenn es regnet, ſpucken die Teufel den Regen direkt auf die Straße. Und die Jungs feiern alle Tage Drachen auf, aber andere als hier. Die haben da alle ſcheußliche Krokodilsrachen, damit fangen ſie den Wind und der ganze Leib wird aufgeblaſen. Fragt ihn mal, ob er Euch einen mitgebracht hat. Aber Ihr kennt den Onkel wohl gar nicht mehr?" — „Doch, doch" rief der ältere Knabe „er hat mir ja den wunderſchönen Rollwagen geſchenkt, der iſt noch nicht kaputt." — Und er ſprang an den Hals des Onkels und ſchlang ſeine Beine um deſſen Hüften.

Dr. Franz Michaelis war als Lehrer am Johanneum angeſtellt. Nichts trübte die Freude des Wiederſehens. Ferdinand war von der langen Seereiſe gebräunt, und die Mutter konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem geſunden Ausſehen des Sohnes und an ſeiner ſchlanken Geſtalt. Marie fragte ſchalkhaft nach dem Bart, — der war nicht vorhanden.

Sein erſter Weg führte ihn diesmal zu Lenchen Rath. Er fand ſie in Trauer um die jüngſt verſtorbene Mutter, allein die Gegenwart verlangte ihr Recht, und die Freude des Wiederſehens brach durch. Sie verlebten ſelige Stunden, und Lenchen erklärte ſich bereit, mit nach Schanghai zu gehen. Der Vater begrüßte Ferdinand willig als Verlobten Lenchens, verweigerte aber die Einwilligung zur Reiſe des einzigen Kindes in die weite

Ferne. Einſtweilen ſolle die Verlobung nicht veröffentlicht werden. Die Liebenden hofften indeſſen, ſeine Zuſtimmung noch zu erlangen.

Mehr als ſeinen Vater fand Dorn ſeinen früheren Lehrherrn gealtert; die früher elaſtiſchen Bewegungen hatten an Spannkraft verloren und er war frühzeitig grau geworden. Nichtsdeſtoweniger begrüßte er Dorn ſehr warm, und im Verlauf der Unterredung ſchien wieder mehr Friſche über ihn zu kommen. Er beglückwünſchte Dorn zu ſeinen wohlverdienten Erfolgen und erinnerte ſich ſogar der Worte, die er ihm am erſten Weihnachtsfeſte geſagt hatte. Nachdem er Herrn Bock zur Begrüßung hereingerufen hatte, ließ er bei ſeiner Frau anfragen, ob ſie bereit ſei, einen Gaſt zu empfangen und geleitete nach der Bejahung dieſen in das obere Stockwerk. Hier erzählte er, wie es ihm mit Hülfe ſeiner Landsleute gelungen ſei, ſein Haus durch die Fährlichkeiten der Kriſis 1856 aufrecht zu erhalten und wurde ſo lebendig bei den Schilderungen einzelner Vorgänge, daß ſeine Frau über den Beſuch hocherfreut war, der ihrem Manne offenbar wohltat. Bald nachher empfing Dorn eine Einladung in die Familie, der er gern Folge leiſtete.

Bei ſeinen Beſuchen vermißte er indeſſen an den Wänden der Wohn- und Empfangsräume die Meiſterwerke däniſcher Marine- und Landſchaftsmalerei, welche dieſelben ehemals geſchmückt hatten und erfuhr, daß der Hausherr dieſelben nach

der glücklich überstandenen Handelskrise der hamburgischen Kunsthalle zum Geschenk überwiesen habe, in dankbarer Erinnerung an die ihm bewiesenen Sympathien.

Der Besuch bei dem Pianofortefabrikanten gestaltete sich zu einem Triumph. Der Fabrikant lud seine Kollegen und die Werkführer zu einem Feste, bei welchem die Anwesenheit des Förderers ihrer Industrie gebührend gefeiert wurde. Die Hauptbeteiligten vereinigten sich zu einem Ehrengeschenk in Form eines Prachtexemplars ihres Kunstfleißes für seinen Bungalow in Schanghai. Ähnlich erging es bei seinen Besuchen der Fabriken im Inlande. In Suhl erhielt er einen Revolver und eine Büchsflinte, in Essen das Modell einer Kanone. Die deutsche Stahlindustrie hatte auf der Weltausstellung in London 1862 ihre ersten Triumphe gefeiert. Wohin Dorn kam, fand er die zuvorkommendste Aufnahme seitens seiner Lieferanten, die nur über *eines* erstaunt waren: über die große Jugend ihres erfahrenen Korrespondenten. Viele Fabrikherren und Leiter von Aktienspinnereien bewarben sich um die Ehre seines Besuches und versprachen das Blaue vom Himmel herunter für einen Versuchsauftrag. Dorn besichtigte die Fabrikeinrichtungen, nahm Proben von den gewebten Stoffen ohne Appretur und notierte die geforderten Preise für die Bulk-Artikel, hier und da einen Versuchsauftrag erteilend unter genauer Vorschrift der Qualität und der Verpackung. Er sah zu seiner Freude, daß die

deutsche Industrie wohl fähig sei, bei richtiger Anleitung mit der englischen in die Schranken zu treten. Mit richtigem Vorgefühl und eingedenk der Voraussagungen Whampoa's durfte er eine große Ausdehnung des Handels Schanghai's erwarten und traf seine vorbereitenden Maßnahmen. Er orientierte sich im besonderen genau über die Leistungsfähigkeit der besuchten Fabriken.

Bei der Rückkehr von seiner Reise, die sich länger als beabsichtigt ausdehnte, begrüßte ihn Lenchen am Bahnhofe, trotz ihres Traueranzuges in der rosigsten Stimmung. Das sonst so ruhige Mädchen schien ausgewechselt zu sein, und eine Schalkhaftigkeit kam in ihr zum Vorschein, die ihn an die frühere Drolligkeit Mariens erinnerte. In der Folge fühlte er sich beglückt durch ihre Neckereien, die immer auf einen Liebesbeweis hinausliefen.

Ferdinand konnte in der Woche nicht oft an dem Mittagsmahl der Familie um 12 Uhr teilnehmen. Geschäftliche Rücksichten zwangen ihn, um diese Zeit in der Weinstube mit seinen Freunden zu frühstücken. Dort erfuhr er eines Tages einen drolligen Vorfall, der bei der Aussendung von Gewehren nach den Vereinigten Staaten passiert sein sollte. Für den Süden wie für den Norden war die Nachfrage nach Schießwaffen gleich groß uud dringend gewesen. Ein findiger Kopf in Hamburg hatte aus den preußischen Arsenalen große Vorräte von alten Lunten-

ſchloßgewehren, zum Teil noch aus der Franzoſenzeit 1813—15 ſtammend, für ein billiges angekauft und in fliegenden Schloſſerwerkſtätten zu Perkuſſionsgewehren umarbeiten laſſen. Bei dieſer Arbeit konnte damals ein Schloſſergeſelle 20—30 Mark täglich in Akkord verdienen. Dennoch lukrierte der Unternehmer glänzend. Er verkaufte unparteiiſch an Freund und Feind in den Staaten zu großen Preiſen. Nun waren in der Eile der Umarbeitung bei einer großen Partie nicht durchbohrte Piſtons eingeſchraubt worden. Freund und Feind waren gleichmäßig bei der Ablieferung damit beglückt, und der Mangel war nicht früher endeckt worden, als da zwei feindliche Abteilungen mit den gleichen, mangelhaften Gewehren bewaffnet einander gegenüberſtanden. Kein Schuß war losgegangen. Es kamen Reklamationen, die indeſſen erfolglos blieben. Die abgelieferten Gewehre hatten ſo viele Kontrollen unbeanſtandet paſſiert, daß der Hamburger Lieferant ſich auf nichts mehr einzulaſſen brauchte. Der Spaß wurde viel belacht. Dorn ſuchte den Lieferanten auf, in der Vorausſicht, daß für China über kurz oder lang auch große Gewehrlieferungen in Frage kommen würden. Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten neigte ſich ſeinem Ende zu, die Nachfrage nach Gewehren hatte aufgehört, und der Lieferant war mit einem Poſten fertiger Waffen ſitzen geblieben, die er für ein Spottgeld anbot. Dorn kaufte ſie und verſchiffte ſie zunächſt nach Marſeille, und

von dort mit Umladung durch einen Spediteur an Whampoa in Schanghai. Im Waffengeschäft ist immer Vorsicht geboten; in diesem Falle lag Dorn besonders daran, seine billige Bezugsquelle zu verdecken. Der Einkaufspreis war so niedrig, daß er sehr wohl die Kosten der Umladung vertragen konnte, und bei Kenntnis der Marktlage in Schanghai war ein Risiko ausgeschlossen.

Darauf verhandelte Dorn mit dem Lieferanten, (einem kaufmännisch gebildeten Sohne des im Eingangskapitel erwähnten Kunstschlossers), über die monatliche Lieferung eines anfänglich bescheidenen Quantums ähnlicher Gewehre, für welche er indessen eine bessere, gleichmäßige Ausstattung vorschrieb. Die Läufe sollten von gleichmäßigem Kaliber und von gleicher Länge sein und haltbar brüniert werden. Das war leicht erreichbar, denn in den Arsenalen lagen hunderttausende von Perkussions-Gewehren von gleichen Dimensionen, welche durch den Übergang zu der Bewaffnung mit dem Dreyse'schen Zündnadelgewehr abgängig geworden waren. Auch die Schäfte sollten gleichmäßig sein, durften den Ursprung nicht erkennen lassen und als Marke eingebrannt eine Schlange zeigen. Es wurden Probestücke hergestellt und man einigte sich über den Preis unter der Bedingung des Lieferanten, daß kein Wettbewerb eintrete, damit das Altmaterial nicht unnütz verteuert werde, wogegen der Käufer ausbedang, daß die Schlangenmarke als sein (damals freilich noch nicht geschütztes)

Eigentum gelte, und der Lieferant ſich verpflichte, wiſſentlich weder direkt noch indirekt Lieferungen für Oſtaſien auszuführen.

Dieſer Vertrag wurde, weil den Intereſſen beider Parteien entſprechend, getreulich gehalten und geſtaltete ſich zu einer Quelle des Wohlſtandes für den Lieferanten, des Reichtums für den Empfänger. Die Abladungen gingen immer über Marſeille. Aus den anfänglich hunderten von Waffen monatlich wurden tauſende, ohne daß die Konkurrenz den Urſprung ermitteln konnte. Als Dorn nach Schanghai zurückkehrte, war die erſte große Abladung zu dem gegebenen Limitum durch Whampoa bereits verkauft, und ein glänzender Gewinn geſichert.

Minder glücklich als in ſeinen geſchäftlichen Unternehmungen war Dorn inbezug auf ſein Ziel, Lenchen als ſeine Gattin nach Schanghai heimzuführen. Der verwitwete Vater war nicht zu bewegen, ſein einziges Kind in die Ferne zu entlaſſen. Vergeblich ſtellte Ferdinand ihm vor, daß er vorausſichtlich ſchon nach wenigen Jahren im Stande ſein würde, für die Dauer ſeines Lebens nach Hamburg zurückzukehren, vergeblich ſchloß ſich Lenchen bittend den Vorſtellungen ihres Bräutigams an. „Ihr ſeid junge Leute und könnt warten; ich bin ein alter Mann, habe wahrſcheinlich nur noch wenige Jahre zu leben und will dieſe nicht ganz vereinſamt zubringen.

Ja, wenn Mutter noch lebte! — Aber so könnt Ihr mir das nicht verdenken. Wartet bis ich nicht mehr bin, oder bis Ferdinand in Hamburg bleiben kann." — Es gab schwere Kämpfe zwischen den kindlichen Pflichten und den eigenen Wünschen Lenchens, und viele heiße Tränen flossen, bis die Kindesliebe den Sieg davontrug. Schweren Herzens mußte Ferdinand sich in sein Schicksal fügen.

Er dehnte seinen Aufenthalt in der Heimat bis in den August aus, in der Hoffnung, den Vater der Braut doch noch umzustimmen. Allein der Alte blieb unerbittlich, und Ferdinand mußte sich endlich entschließen, die Rückreise allein anzutreten. Das Leben gebiert auch Liebestragödien ohne Blutvergießen.

In seiner Niedergeschlagenheit über die Selbstsucht des Greises kam ihm die Erinnerung an Jannecker. Seit dem Briefe aus Point de Galle hatte er nichts wieder von ihm gehört. Er fuhr eines Tages mit Lenchen und Marie nach Elmshorn, um dort Erkundigungen einzuziehen. Sie fanden den Vater und die verheiratete Schwester am Leben und in guten Verhältnissen. Johannes hatte zuletzt 1857 von London aus Geld zum Belegen auf der Sparkasse geschickt und geschrieben, daß er wieder Dienste, diesmal als Steuermann auf einem Südsee-Walfänger genommen habe. Das Schiff, der alten englischen Enderby-Linie von Walfängern angehörig, war später

als mit Mann und Maus verſchollen gemeldet worden, von Johannes nie wieder ein Lebenszeichen gekommen. Abermals ſtand Dorn vor einem jener Rätſel, welche das Leben uns aufgibt.

Dorn hatte beabſichtigt, Markus in London zu beſuchen, aber nicht die Zeit dazu finden können. Jetzt kam der Freund auf ſeiner jährlichen Ferienreiſe in die Heimat zum Beſuch ſeiner Eltern, was ſeine liebſte Erholung bildete. Die Freunde feierten ein frohes Wiederſehen. „Du willſt wohl ewig ein Jüngling bleiben," rief Markus, indem er Ferdinand in der Umarmung emporhob. Er war noch ſtämmiger, markiger geworden, ſchon mit einer Neigung zur Wohlbeleibtheit, ein Bild männlicher Kraft und Schönheit. Er bekleidete jetzt einen Vertrauensposten in dem Londoner Welthauſe mit anſehnlichem Gehalt und war in ſeiner geſchäftlichen Stellung ſehr zufrieden. Aber mit dem engliſchen Privatleben hatte er ſich nicht befreunden können und den Weggang Dorn's tiefſchmerzlich empfunden. „Tauſendmal habe ich mich an den Vormittag erinnert, da ich Dich in Billiterſtreet auffiſchte. Ich habe auch wohl verſucht, einen ähnlichen Fiſch an die Angel zu kriegen, aber proſt Mahlzeit! Ich habe auch unſer gemütliches Quartier in Brompton aufgeben müſſen, weil der Wirtin Töchterlein nach engliſcher Art zu offen ihre Netze nach mir auswarf, und bewohne jetzt zwei Zimmer in Wincheſterſtreet, ſehr

fein. Aber Du fehlst mir. Komm mit, ich erlaube Dir, noch mal einen Sonnenstich zu kriegen, und will Dich fein wieder herauspflegen. Weißt Du noch wie Dir die ersten Austern geschmeckt haben? Schade, daß es jetzt keine gibt, bei der Erinnerung an die alte Zeit verspüre ich Hunger auf ein ganzes Faß voll. Aber bei „Cölln" wollen wir doch einmal frühstücken. Ein besseres Beefsteak als dort gibt es nicht auf der Welt, und Hummer und Kaviar sind auch nicht zu verachten. Fräulein Lenchen und Marie sind höflichst eingeladen, und Hans Reese mit Frau dürfen nicht fehlen. Dann habe ich mein Netz voll."

Seine Ausdrucksweise verriet, daß seine Gedanken sich vorzugsweise in der Richtung des Angelsports bewegten, und er hatte sich diesem in der Tat leidenschaftlich ergeben.

Sie besuchten gemeinsam den Turnplatz, wo sie manch liebes Gesicht begrüßten. Louis Nirrnheim, Theodor Rathgens und Heinrich Pfeiffer bildeten unverändert das Rückgrat der noch immer kleinen Gemeinde. Das waren keine Allerweltsfreunde, sondern ihren Kameraden die Führer zum Siege der guten Sache, welcher das deutsche Volk so Großes zu verdanken hat.

Markus tröstete Dorn über die Geduldsprobe in bezug auf Lenchen mit seinem guten Humor: „Du bist noch viel zu jung zum Heiraten. Wenn ich Dein Schwiegervater werden sollte, würde ich Dich warten lassen, bis

Dir der Bart gewachſen iſt. Aber Du biſt ſchon ganz Chineſe geworden. Dort heiraten ja wohl die Kinder ſchon mit dreizehn Jahren. Gott bewahre unſer Volk vor ſolcher Nachkommenſchaft!“

Die Zeit der Trennung kam heran, und ein zahlreicher Kreis war am Bahnhof zur Verabſchiedung Ferdinands verſammelt. Markus drückte ihm noch ein Paketchen in die Hand. Im Koupee erwies ſich der Inhalt als — ein Bartwuchsmittel.

Neunter Abschnitt.

Schanghai 1864–1868.

Emsige Arbeit.

„Jacob diente sieben Jahre"

In Schanghai begrüßte ihn Whampoa an Bord des Ozeandampfers mit der Freude eines Vaters, aber mit der Förmlichkeit eines Chinesen. Die mit den Landessitten noch nicht vertrauten Reisegenossen bildeten einen Kreis um das Paar und erstaunten über die Geduld ihres Gefährten. Dieser wußte die Auszeichnung zu schätzen und durfte von deren Aufrichtigkeit überzeugt sein. Die Begrüßung beschränkte sich nicht auf Dorn persönlich: Whampoa zitierte auch die Seelen seiner Eltern und Voreltern und erkundigte sich mit großer Teilnahme nach dem Wohlbefinden der ersteren.

Es war Abend geworden, als sie den Wusungfluß hinauffuhren. Seinen Bungalow sah Dorn schon aus der Entfernung reich illuminiert, seine Angestellten begrüßten ihn am Eingang des Gartens, und beim Betreten desselben knatterten und prasselten phantastische Feuerwerkskörper in den buntesten Farben. Er wünschte Lenchen an seine Seite. Doch es blieb ihm nicht viel Zeit seinen

Gedanken nachzuhängen, Whampoa wartete, bis er sich umgekleidet hatte und entführte ihn dann in sein Haus, wo eine ausgewählte Anzahl seiner chinesischen und europäischen Geschäftsfreunde zum Festmahl versammelt war. Tief gerührt dankte Dorn dem väterlichen Freunde. Bei seinem Fortgang stieg eine Garbe von hochfliegenden Raketen gleichzeitig in den Abendhimmel.

Im Hause und im Geschäft war alles musterhaft gehalten. In der Fremden-Niederlassung herrschte eine emsige Bautätigkeit; überall verriet sich das Gedeihen der Kolonie. Als Dorn seine umfangreichen Muster ausgepackt hatte und seine Geschäftsfreunde einzeln zur Besichtigung derselben einlud, war er über den Umfang der Bestellungen erstaunt. Whampoa als der zuerst Eingeladene, erkundigte sich gleich, ob noch mehr Gewehre kämen, für welche große Nachfrage vorlag. Immer aufs neue brachen im Lande kleinere oder größere Rebellionen aus. Die fremden Kriegsschiffe schützten aber den Hafen ausreichend, so daß der internationale Handel sich durch die inneren Unruhen eher gefördert als beeinträchtigt sah. Der Aufschwung war kolossal, andauernd, und man spricht noch heute von den damaligen, goldenen Zeiten.

Dorn erhielt seinen Anteil daran in gerüttelt und geschüttelt vollem Maße. Hatte er sich anfangs wie ein Pionier in Schanghai gefühlt, so sah er jetzt die Ernten reifen, die er mit heißem Bemühen bestellt hatte. Allein

das Einbringen der goldenen Frucht spannt die Kräfte des Landmannes auf das Äußerste an, und aufatmend sieht er den letzten Erntewagen in die gefüllten Scheuern einfahren. Dann darf er sich einer wohlverdienten Ruhepause hingeben bis die Bestellung aufs neue beginnt. Dorn erfuhr, daß es für den Kaufmann keine Ruhepause gibt. In jahrelanger Folge hatte er eine Ernte nach der anderen zu verarbeiten, und Tag auf Tag erneuerten sich die Ansprüche an seine Arbeitsfähigkeit. Er fühlte die Unzulänglichkeit seiner Einzelkraft, er fühlte letztere mitunter erlahmen. Er schuf sich Hülfen wo er konnte, allein die Ausdehnung der Geschäfte zwang immer wieder zu neuen persönlichen Leistungen. Sein Haus glich einem Bienenkorbe, und jeder Ankömmling wollte mit dem Herrn selbst verkehren.

Er sah sein Vermögen wachsen, allein der Gelderwerb begann den Reiz für ihn zu verlieren. Ein Tausend gliederte sich an das andere — das waren tote Faktoren. Der Lebensgenuß war ihm versagt ohne den Besitz Lenchens. Der hing von der Lebensdauer ihres Vaters ab. Sollte er ferner den Tod des Mannes herbeisehnen, dem sein Lenchen das Leben verdankte? — Das mußte anders werden. Er begann die Rückkehr nach Hamburg ernstlich in Überlegung zu ziehen und kam alsbald zum Entschluß. Er konnte anfang 1868 sein verfügbares Vermögen auf 40 000 Pfund Sterling beziffern.

Wenn er an die Heimat zurückdachte, an die bescheidenen Verhältnisse im Elternhause, so eröffnete ihm die Rückkehr mit einer halben Million Mark Banco nach zwölfjähriger Abwesenheit eine gute Perspektive für die Errichtung eines Handlungshauses in Hamburg.

Er schrieb über seine Absichten an Lenchen, und während des Schreibens wurde sein Vorsatz nur bestärkt. Alle Bedenken traten in den Hintergrund, und mit innerer Befriedigung, im Vorgefühl des Glückes gab er seinen Brief auf die Post. Er traf im geheimen Vorbereitungen zur Abwickelung seiner Geschäfte und zur Flüssigmachung seiner Gelder. In einem zweiten Brief an Lenchen bestätigte er seine Absicht und kündigte seine Rückkehr für den Herbst an.

Der erste Brief konnte Hamburg noch kaum erreicht haben, als telegraphisch via Singapore die Nachricht von dem Ableben des Brautvaters eintraf. Das warf allerdings alle Pläne der definitiven Aufgabe seines Geschäftes in Schanghai über den Haufen. Nach seiner Charakteranlage hatte er über seine Absichten noch nichts verlauten lassen.

Außer der Verschwiegenheit über seine Absichten besaß Dorn noch ein anderes Geheimnis menschlicher Erfolge. Er zeigte sich seinen Geschäftsfreunden niemals krank. Lieber schützte er in solchen Fällen unaufschiebbare Geschäfte vor, eingedenk des Grundsatzes englischer Politiker „Never be ill.“

Seine Vorbereitungen erleichterten den raſchen Aufbruch nach Europa. Er deponierte 30 000 Pfund gegen Verzinſung auf ein Jahr bei der befreundeten hamburger Firma, überwies 5000 Pfund nach Hamburg und beließ den Reſt zur Verfügung Whampoa's bei der Hongkong & Shanghai Banking Corporation. Dann eilte er von der Liebe beflügelt in die Heimat.

Zehnter Abschnitt.

Die Hochzeit 1868.

„Das was Du hast, das halte für viel."

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger —
Tapfrer, wer sich selbst bezwang!“

In Hamburg angekommen, traf er sofort die nötigen Schritte zu seiner Vereinigung mit Lenchen. Der Brautvater hatte sie auf seinem Sterbebette von der Innehaltung der Trauerzeit entbunden. Dann bereitete er seinem Vater eine große Freude, indem er der Mutter und Marien je zehntausend Thaler in 4½% preußischen Staatspapieren schenkte. Jetzt konnte der alte Vater ruhig die Augen schließen; für seine Lieben war ausreichend gesorgt.

Die Hochzeit wurde still im Familienkreise gefeiert, allein wer von seinen Freunden Kunde davon erhielt, bezeugte seine Teilnahme durch sinnige, zum Teil kostbare Geschenke.

Das junge Paar schwelgte in den Flitterwochen, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht von dem Falliment des Dorn befreundeten Hamburger Hauses in Schanghai eintraf. Sie kam telegraphisch von den Chefs selbst an Dorn persönlich. Die Chefs versprachen brieflich Aufschlüsse.

Zunächst wirkte der Schlag natürlich niederschmetternd. Dann sammelte sich Dorn und überschaute seine Lage. Er war nichts schuldig, was er nicht bar bezahlen konnte. Alles beglichen, blieb ihm noch ebensoviel, als er bei seiner ersten Werbung um Lenchen besessen hatte. Er reckte seine Gestalt höher und behielt diese Haltung unbewußt bei. Seine Augen gewannen einen strahlenden, schier sieghaften Glanz. Das Mißgeschick brachte die Kraft seiner Männlichkeit zur höchsten Entfaltung. Er war auf der Höhe des Menschenlebens angelangt und fühlte in sich die Kraft, alle Schwierigkeiten — auch die größesten — zu überwinden. Im Vollgefühl ehelichen Glückes loderte aus seinen Blicken flammengleich die hochgemute Frage: Was kostet die Welt? und die triumphierende Antwort: Einen Manneswillen!

Lenchen richtete sich an seiner Zuversicht auf und empfand die beseligende Gewißheit, unter seinem Schutze in allen Lebenslagen geborgen zu sein. Wenn sie an seinem Arm über den Hafendamm zur Stadt schritt, machte ihnen im Alltagsgewühl die Menge Platz und schaute dem schönen Paar bewundernd nach wie einer Erscheinung aus einer anderen Welt.

Ohne gerade große Sorge zu bereiten, führte der Geldverlust Ferdinand vor Augen, daß er nicht mehr für sich allein zu sorgen habe. Als guter Feldherr war er zunächst auf die Sicherung seiner Rückzugslinie bedacht.

Seine erste Handlung bestand in dem Abschluß einer Lebensversicherung über zehntausend Pfund zu Gunsten seiner Frau bei einer englischen Gesellschaft. Das deutsche Versicherungswesen steckte noch in den Kinderschuhen.

Die Post aus Schanghai kam und fand Dorn vorbereitet. Beide Chefs schrieben, daß sie zu ihrem Leidwesen bei der Plötzlichkeit des über sie hereingebrochenen Falles als ehrliche Kaufleute nichts mehr hätten tun können, um Dorns Guthaben sicher zu stellen, und baten um seine Nachsicht. Offen bekannten sie den Fehler zu großer Vertrauensseligkeit, aber auch die schärfsten Kontrollen hätten sie vor dem raffinierten System schamloser Spitzbübereien seitens der Kompradors nicht bewahren können. Einige große Teeladungen hatten im Inneren anstatt Tee — Heu enthalten.

Dorn fühlte sich nach wiederholter Lesung der Briefe erleichtert. Er hatte sein Vertrauen nicht an Unwürdige weggeworfen. Sein Glaube an die Menschheit war nicht erschüttert. Er beantwortete die Briefe sofort:

Geehrte Herren!

Aus Ihrem Telegramm und Ihren Privatbriefen habe ich das Unglück erfahren, welches über Sie hereingebrochen ist, und welches mich in Mitleidenschaft zieht. Sie kennen aus unseren Unterhaltungen meine Ansichten über die Verwerflichkeit der Institution der Kompradors. Sie wissen, daß ich mich deshalb

von Exportgeschäften fern gehalten habe, welche heute ohne Kompradors unmöglich geworden sind. Ich kannte die Gefahr in vollem Umfange und habe dennoch sehenden Auges meinen Verlust heraufbeschworen. Ich kann Ihnen daher keine Vorwürfe machen. Der ganze Ernst Ihrer Lage steht vor meiner Seele und ich versichere Sie meiner aufrichtigen Teilnahme.

Nachdem ich die erste Erschütterung überwunden und meine Position einer Prüfung unterzogen habe, kann ich Ihnen zu meiner Freude berichten, daß meine Existenz in keiner Weise gefährdet ist. Das muß Ihnen wie mir zum Troste gereichen.

Immerhin fühle ich den Verlust hart, besonders nach der Begründung meiner eigenen Häuslichkeit. Auch weil er mich verhindert, Ihnen bei einem Retablissement in kräftiger Weise zu Hülfe zu kommen. Was ich in anderer Weise tun kann, um Ihnen die Abwickelung zu erleichtern, sowie die Gründung einer neuen Existenz zu ermöglichen, muß die Zeit lehren. Ich werde meine Rückreise tunlichst beschleunigen.

Wie Sie aus meiner Ihnen zugesandten Anzeige ersehen haben werden, bin ich seit drei Wochen endlich in den Hafen der Ehe eingelaufen. Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß meine Frau keine Repräsentationsdame ist, sondern in der Liebe

zu mir und in der Erfüllung ihrer Pflichten im Sinne einfacher deutscher Häuslichkeit Befriedigung findet. Angesichts des großen Aufwandes, der in Schanghai neuerdings einreißt, kann es Ihnen zur Beruhigung dienen zu erfahren, daß ich in dieser Richtung den Verlust meines Kapitals wenig empfinde.

Lassen Sie den Mut nicht sinken. Ich versichere Sie nochmals meiner aufrichtigen Teilnahme und verbleibe in alter Freundschaft

Ihr ergebener

Ferdinand Dorn.

Ein Gefühl des Sieges über sich selbst überkam Dorn, als er diesen Brief rekommandiert auf die Post gegeben hatte. Dann ging er zum ersten Male nach seiner Verheiratung wieder zum Frühstück in die Weinstube, wo er mit den üblichen Scherzreden und Anzüglichkeiten über sein Aussehen begrüßt wurde. Es wollte indessen keine rechte Fröhlichkeit aufkommen, denn jeder wußte von dem Falliment in Schanghai und von Dorn's Beteiligung. Nach dem Essen ließ dieser, wie wenn nichts passiert sei, eine Batterie Champagner auffahren und die Gesellschaft erstaunte über die Fröhlichkeit, mit welcher er zum Trinken einlud. Nun wurde das junge Ehepaar gebührend begossen, die Sitzung bis in die Börsenzeit ausgedehnt.

Als das Lokal sich geleert hatte, wagte der eine und der andere eine Anspielung auf das Falliment und Dorn's Beteiligung. Dieser nannte offen die Ziffer, indem er mehr Champagner bestellte. Sein sicherer Gleichmut wirkte ernüchternd auf die Tafelrunde. Das ging über die Begriffe des Alltagslebens. Wie reich mußte dieser kaum dreißigjährige Mann denn eigentlich geworden sein, wenn er solche Summe lachend verlieren konnte? Er wurde angestaunt wie ein Prinz aus dem Märchenlande.

In der Familie herrschte ebenfalls große Aufregung. Die Mutter und Marie wollten die geschenkten Staatspapiere zurückgeben. Ferdinand wies dies lachend zurück; er bedauerte nur, den Betrag nicht höher gegriffen zu haben, dann hätte er ihn nicht verlieren können. Selbst der wohlhabend gewordene Reese geriet außer Rand und Band. „Ich habe gesagt, als Du nach London wolltest, Du wärst ein Jesuit, Verdorija! Jetzt werde ich an den Papst schreiben, daß er Dich zum Jesuiter-General macht; das verdienst Du, Verdorija! Du bist ja ein ganz gefährlicher Kerl!" Und er umarmte Ferdinand. — „Nun kommt morgen Abend Alle zu mir, da wollen wir auch mal Champagner trinken. Für Vater schicke ich eine Droschke!"

Ferdinand hatte einen längeren Aufenthalt in Deutschland und in Oesterreich beabsichtigt, wo er auch Geschäftsverbindungen anknüpfen wollte, um dann unter den ersten

Passagieren mit seiner jungen Frau durch den Suezkanal zurückzukehren, dessen Eröffnung bevorstand. Das Ereignis in Schanghai machte diesen Lieblingswunsch zu nichte. Nur ungern verzichtete er darauf, denn die Bedeutung des Kanals für den Verkehr mit Ostasien leuchtete ihm voll ein.

Vor der Abreise lud er außer seiner Familie einen größeren Kreis von Freunden zu einer Abschiedsfeier nach Wiezels Hotel, wo er seit seiner Verheiratung wohnte. Bei dem Feste erschien auch sein früherer Lehrherr mit seiner Gattin, sowie Herr Bock, der zum Prokuristen des Hauses aufgerückt war. So gestaltete sich der Abschied zu einer schönen Erinnerung.

Bei dem Scheiden entließ der Vater segnend den Stolz seines Alters und dessen junge Frau in dem Vorgefühl, daß er beide auf Erden nicht wiedersehen werde.

Ferdinand richtete die Reise mit bequemen Etappen ein durch die Fabrikstädte Hannovers, der Rheinprovinz, Thüringens, Sachsens und Bayerns. In Österreich interessierte ihn besonders Brünn mit den Tuchmanufakturen. Er bekam hier unaufgefordert Empfehlungen an die Direktion des österreichischen Lloyd, die ihm Vorzugsplätze auf den Schiffen dieser Gesellschaft sicherten. Er empfand die Aufmerksamkeit seiner jungen Frau wegen sehr angenehm. Auf der Landenge von Suez befand sich Alles in fieberhafter Aufregung. Der Kanal war noch nicht fertig, und

in sechs Wochen sollte die Eröffnung erfolgen. In Kairo, wohin sie einen Abstecher machten, gingen die Riesenbauten des Khedive Ismael Pascha ihrer Vollendung entgegen. Alles ging überhastet „par ordre de moufti.“ Die armen Fellachen!

Lenchen überstand dank ihrer gesunden Konstitution die Anwandlungen der Seekrankheit mit Resignation. Sie war nicht zimperlich und klagte nicht unnötig. Nach der Passage des roten Meeres mit seiner beängstigenden Hitze bewegte sie sich ungezwungen auf Deck und nahm gern an den geselligen Spielen teil.

In Point de Galle konnten sie zuerst einen Blick auf die Pracht der tropischen Vegetation werfen. Alles war neu für Lenchen, und Ferdinand war entzückt über ihre Empfänglichkeit für die Schönheit der Szenerien. Auf der weiteren Fahrt wurde auch sie der Sorglosigkeit der längeren Seereise teilhaftig, so daß sie kaum Zeit fand für die Aufzeichnungen, welche sie Marien versprochen hatte. Dazu die Erhabenheit des nächtlichen Himmels — es war zu schön, und dankerfüllt schmiegte sie sich an Ferdinand im Vollgefühl irdischen Glückes.

Auch in Singapore hatten die Quarantäne-Maßregeln aufgehört, was nicht wenig dazu beitrug, die Reise angenehm zu machen. Ferdinand zeigte Lenchen die Sehenswürdigkeiten; diese wollte aber durchaus die Räume sehen, wo Ferdinand bei seinem ersten Etablissement gehaust

hatte und den geizigen Mr. MacNair kennen lernen. Er mußte ihrem Wunsche willfahren, und nach dem Besuche in dem MacNair'schen Bungalow brach sie in die Worte aus: „Ganz so habe ich ihn mir gedacht! Ich hätte ihn nach Deiner Beschreibung zeichnen können!" Das war nämlich eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, und sie hatte es zu einiger Fertigkeit im Skizzieren von Köpfen und Landschaften gebracht. Dahingegen war ihr das Klavier weniger geläufig, weil ihr Vater kein Freund des Geklimpers gewesen war, und sie heimlich hatte üben müssen. Indessen konnte sie doch ein Lied gut begleiten und Choräle ausdrucksvoll spielen und singen. Das hatte der Vater gern gehört, und Ferdinand teilte seinen Geschmack. Bei den Sonntags-Gottesdiensten an Bord betätigte sie ungeziert ihre Kunstfertigkeit. So war das Paar in der Schiffsgesellschaft wohlgelitten, besonders beim Kapitain, der Lenchen „my singing lady" nannte. Sie saßen bei Tisch in seiner Nachbarschaft und wurden von ihm bevorzugt. Hongkong war die nächste Station, und Lenchen kam aus ihrem Staunen über die schöne Stadt und ihre wundervolle Lage nicht heraus. „Das kann ich Dir leider in Schanghai nicht bieten" sagte Dorn etwas kleinlaut. „Aber dafür eine Heimat, Liebster!" — und sie küßte ihn herzlich.

Elfter Abſchnitt.

Schanghai 1868—1873.

„Segen iſt der Mühe Preis.“

„Ja, Peru's Schätze — wenn ich sie besäße —
ich legte sie zu Deinen Füßen Dir." —

Das Postschiff warf wieder am Nachmittag Anker im Jantse-kiang. Whampoa wartete schon in einer reich mit Guirlanden und bunten Ballons geschmückten Gondel; für das Gepäck war ein Lastboot zur Stelle. Whampoa stieg an Bord und begrüßte das junge Paar mit noch größerer Förmlichkeit, als er vor vier Jahren bei Dorns Empfang an den Tag gelegt hatte. Unter »three cheers« seitens der Besatzung setzte sich die Gondel in Bewegung, auf welcher bei einbrechender Dunkelheit die Lampions angezündet wurden. Der Bungalow Dorns erstrahlte in buntfarbiger Illumination, und abwechselnd verstärkten bengalische Lichter und Raketen den freundlichen Eindruck. Im Hanse wurde Dorn durch eine große Änderung überrascht. Die Hong-Räumlichkeiten (Kontore) waren zu behaglichen Wohnzimmern umgeschaffen. Whampoa entschuldigte seine Eigenmächtigkeit.

„Ich habe Deinen Hong in das englische Viertel verlegt, wo fast alle europäischen Hongs sich befinden.

Du würdeſt hier doch bald nicht Raum genug gehabt haben. Wir ſind geſchäftlich in einem großen boom begriffen, und Du wirſt Wunder erleben."

Er nahm eine Taſſe Tee mit ihnen, dann. wurde das Dinner angekündigt und er verabſchiedete ſich. Die Unterhaltung war mit Rückſicht auf Lenchen in pidgin-english geführt worden, welches Lenchen auf der Herreiſe erlernt hatte, ſo daß ſie jetzt der Unterhaltung folgen konnte. Lenchen wunderte ſich, daß Ferdinand Whampoa nicht zur Teilnahme am Dinner eingeladen habe und ſie erfuhr, daß Chineſen nie etwas eſſen, was nicht nach ihrem Ritus zubereitet iſt. Sie erfriſchten ſich raſch vor Tiſche und nahmen das erſte gemeinſame Mahl in ihrem Heim in gehobener Stimmung.

Ferdinand hatte die Kofferſchlüſſel Lenchens heimlich dem bewährten Hung übergeben und ihm beſondere Sorgfalt anbefohlen. Wie erſtaunte Lenchen, als ſie bei dem Betreten ihres Schlafzimmers Waſchtiſche, Kommoden, Schränke eingeräumt und die Koffer verſchwunden fand, bis auf ihren kleinen Kabinenkoffer, zu welchem ſie den Schlüſſel immer bei ſich trug. Eine chineſiſche Dienerin ſtellte ſich ihr vor.

»Me At-hi, numble wan ladies-maid-selvant, do all Missie command.« Sie hatte, als Mandſchurin, zu Lenchens Erſtaunen normale Füße und trug die geräuſchloſen Filzſchuhe. Lenchen glaubte ſich in ein Märchen

aus „Tausend und eine Nacht" versetzt. Ein magisches Helldunkel erfüllte das geräumige, luftige Gemach, mattfarbene Stores schlossen zwischen dunkleren Gardinenstreifen die Außenwelt ab, schwellende Teppiche bedeckten den Fußboden, kostbare Seidenstickereien zierten die Wände, mit Edelsteinen besetzt, aus denen die Lichter funkelnd zurückstrahlten. In der Mitte, von leichten Gaze-Vorhängen umgeben, eine geräumige Bettstatt, mit schneeigem Leinen und flaumigen Wolldecken. Auf einem Onyx-Tischchen lag ein rotes Täfelchen mit goldener chinesischer Schrift. Ferdinand hatte sich in sein angrenzendes Ankleidezimmer zurückgezogen, und sie war im Beschauen und Betasten der Herrlichkeiten ungestört. At-hi wartete geduldig der Befehle ihrer neuen Herrin. Als diese sich endlich auf einen Sessel niederließ, begann sie ungeheißen mit dem Auskleiden und führte die Herrin in das angrenzende Zimmer, wo ein duftendes Bad ihrer wartete. Als sie in ihr Nachtgewand gehüllt, das Schlafzimmer wieder betrat, fand sie Ferdinand in die Betrachtung des roten Täfelchens versunken. Er war in die gebräuchlichen Pijamas aus feinem Wollstoff gehüllt und bemerkte ihren Eintritt erst, als sie den Arm auf seine Schultern legte. Er umschloß ihre Gestalt und teilte ihr mit, daß diese Ausstattung des Schlafzimmers eine Überraschung für ihn selbst sei, und daß auf dem Täfelchen Whampoa in der blumenreichen Sprache ihrer neuen

Heimat bitte, die Einrichtung als ein geringes Zeichen seiner Verehrung zum Geschenk entgegenzunehmen. Neugierig, wie Evas Töchter geschaffen sind, bat sie, ihr die Widmung zu verdolmetschen; aber sie verschloß bald ihrem Gatten den Mund mit beiden Händen, als sie die Verdeutschung der unter den zierlichsten Wendungen verkleideten Wünsche des Chinesen vernahm. Sie begaben sich zur Ruhe; die Lampen erloschen auf ein Klingelzeichen, bis auf eine in der Höhe des Betthimmels. An diesem Abend beglückte Lenchen Ferdinand durch die Verkündigung eines süßen Geheimnisses.

Es ist erstaunlich, wie rasch junge Frauen sich veränderten Lebenslagen anpassen. Schon auf dem Schiffe hatte Ferdinand oft Gelegenheit gehabt, sich über die Gewandtheit Lenchens zu freuen, mit welcher sie auf heikle Fragen Antwort gab, beabsichtigte Zweideutigkeiten an sich abgleiten ließ und häufig den Nagel auf den Kopf traf. Es trug gewiß ihre jahrelange Trennung dazu bei, daß er immer neue Seiten in Lenchens Ausbildung entdeckte, denn sie hatte die Jahre nicht ungenützt verstreichen lassen. Dabei hatte ihr Franz Michaelis durch Besorgung der tüchtigsten Lehrkräfte geholfen. Ihr Englisch war tadellos, was viel sagen will bei einer Dame, die nie in England gewesen ist. Die Dienstboten beherrschte sie bald vollständig und erhielt sie doch willig durch die heitere Art, mit welcher sie Ungehörigkeiten zu rügen

verſtand. Bald hatte ſie ſich auch die Zuneigung der Dienerſchaft erworben, die nach und nach in der überſchwänglichen Sprache des Oſtens an Vergötterung grenzte. Nach deutſcher Art fand ſie ſich am ſchwerſten in die Landesſitte, nach welcher die Küche gänzlich unabhängig von der Herrin durch Männer beſorgt wird.

Nachrichten über häusliche Verhältniſſe verbreiten ſich raſch mündlich unter den Chineſen. Der um das Wohl Dollin Sahibs ſtets beſorgte Whampoa erfuhr bald, wahrſcheinlich durch Hung, wie das Hausweſen geleitet werde und beglückwünſchte Dorn wiederholt zu der Wahl einer ſolchen Gattin.

„Segen über ihre Voreltern! Die Götter haben eine lange Prüfungszeit über Euch verhängt. Aber was wollen Jahre bedeuten im Vergleich zu den ewigen Freuden, die Euch ſicher ſind. Segen ſei über Euch ſchon in dieſer Welt!“

Ferdinand ſchrieb mit Ausdrücken der innigſten Liebe für Lenchen an die Eltern, an Marie, auch an Regine. Sein übervolles Herz mußte ſich mitteilen.

Nach Abſtattung der in den Kolonien beſonders ſtreng beobachteten Pflichtbeſuche, die ſämtlich erwidert wurden, kam Ruhe über das Haus. Die natürliche Neugier der Damenwelt, die Frau mit dem langen Brautſtande kennen zu lernen, war befriedigt; man kannte den großen Verluſt, den Dorn erlitten hatte, und niemand erwartete von ihnen

gesellige Veranstaltungen. Dagegen standen sie immer auf der Liste der Eingeladenen bei Festlichkeiten, und sie konnten anfangs sich den offiziellen Einladungen nicht entziehen, wenngleich sie ihre Zusagen auf das geringstmögliche Maß beschränkten. Das wurde ihnen nicht übel genommen, aber wo das Paar sich zeigte, war es hochwillkommen. Mit der Zeit verboten auch die gesegneten Umstände Lenchens ihr Erscheinen in der Gesellschaft, und sie erfreuten sich des ungestörten Glückes der Häuslichkeit in froher Erwartung.

Die Abwickelung der falliten Hamburger Firma nahm eine schlechte Wendung nach dem bekannten Bibelwort. Die Advokaten der „mixed Court" hatten den größten Anteil an der Beute und ließen sich die fetten Honorare nicht entgehen. Die Firmeninhaber mußten aus der Masse standesgemäß ernährt werden. Es war ein verzweifelter Fall und Dorn mußte sein Guthaben als Totalverlust wegschreiben. Darauf hatte er sich von Anfang an gefaßt gemacht, und er verkehrte nach wie vor freundschaftlich mit den Chefs, half ihnen auch mit seinem Rate aus mancher verzwickten Klemme.

Im eigenen Geschäfte prosperierte er außerordentlich. Sein Anteil an dem fortdauernden Aufschwung Schanghais stieg durch die Sympathie mit seinem Verluste und er konnte so große Aufträge nach Europa überschreiben, daß ihn selbst manchmal schwindelte. Das Waffengeschäft für eigene

Rechnung nahm immer größere Dimensionen an. Auch Whampoa lukrierte dabei großartig. Es waren in der Tat goldene Zeiten. Nach Jahresfrist hatte Dorn schon ein Drittel seines Verlustes wieder eingeholt.

Kurz nach Neujahr 1870 ließ sich Whampoa zu einem unmittelbaren Besuch anmelden und stellte in geheimnisvoller Weise die Frage, wieviele von seinen Gewehren Dorn binnen 15 Monaten nach Schanghai liefern könne. Dorn hatte in Deutschland erfahren, daß das Dreyse-Gewehr durch das Mauser-Modell ersetzt werde, daß seit Sadowa auch Frankreich seine Armee mit Hinterladern bewaffne. Er war dadurch vorsichtig bei den Bestellungen in Hamburg geworden, hatte eine kurze Kündigungsfrist mit dem Lieferanten verabredet und sich durch Vorverkäufe der schwimmenden Abladungen möglichst gesichert. Das war ihm durch die steigenden Preise in China erleichtert worden. Es war das einzige Geschäft, das er fortlaufend für eigene Rechnung machte. Die Nachfrage konnte aber plötzlich aufhören, und er war besorgt Verluste zu erleiden. Er beantwortete daher die Anfrage zunächst ausweichend, dann vorsichtig ablehnend, indem er Whampoa seine Bedenken andeutete. Dieser trat daraufhin aus seiner Reserve heraus, und wurde deutlicher.

Er beruhigte Dorn vor allem über die Fortdauer der Verkäufe im Umfange der laufenden Verschiffungen.

„Deine Gewehre mit der Schlangenmarke haben sich einen Ruf in China erworben, und niemand ist im Stande, ein auch nur annähernd gleich gutes Fabrikat zu unseren billigen Preisen zu liefern. Wie Du Deine Rechnung dabei findest, ist allen ein Rätsel, auch mir. Ich bin Dir dankbar für die Übertragung des alleinigen Verkaufes und bitte, es dabei zu belassen. Ich kenne die konservativen Eigenschaften meiner Landsleute genugsam, um Dir versichern zu können, daß die Verkäufe noch lange fortdauern werden, selbst wenn bessere Gewehre erfunden und in unser Land eingeführt werden. Dazu kommt auch der Preisunterschied in Betracht. Meine Anfrage soll auch nichts an der Fortdauer der jetzigen Lieferungen ändern. Sie betrifft ein ganz neues Geschäft von großem Umfange."

Trotz der Beruhigung, welche Dorn aus diesen Äußerungen schöpfte, verlangte er über den Verbleib der neuen Lieferungen mehr zu wissen, ehe er darauf eingehen wollte. Der Chinese erwiderte: „Ich bin bereit mit Dir über die Lieferung eines sehr großen Quantums fest abzuschließen, sagen wir zwanzigtausend Gewehre monatlich, wenn wir uns über den Preis einigen können. Und Du weißt, daß ich nicht leichtsinnig genannt werden kann. Ich habe Dir schon zu viele von meinen Karten aufgedeckt, aber ich weiß, daß Du keinen Mißbrauch davon machen wirst."

Er ſtand auf und ging eine Weile im Zimmer auf und ab. Dann begann er wieder: „Du willſt wiſſen, wo die Waffen bleiben. Nun gut, ich will Dir auch meine letzte Karte aufdecken. Ich bin von unſerer Regierung beauftragt, mit Dir zu unterhandeln. Wenn Du es vorziehſt, direkt mit dieſer abzuſchließen, magſt Du es tun, und wir wollen dann den Gewinn zwiſchen Deinem Verkaufspreiſe und dem Regierungspreiſe teilen. Es handelt ſich um große Beträge, und ich verſtehe Deine Vorſicht, das Riſiko mit mir einzugehen. Ich bin auch nicht ſo reich, wie man glaubt; die Anſprüche der Familie verhindern das Anwachſen des Vermögens. Deshalb bin ich ganz offen gegen Dich geweſen. Ziehe meine Vorſchläge in Überlegung, erkundige Dich, wie viele Gewehre Du monatlich liefern kannſt; ich bleibe Dir im Wort.“ — Damit verabſchiedete er ſich unter den üblichen Förmlichkeiten.

Dorn überlegte nicht lange. Er zog den feſten Abſchluß mit Whampoa unter deſſen Verantwortlichkeit dem direkten Abſchluß mit der chineſiſchen Regierung bei weitem vor, der ihn in Verkehr mit den Kumſcha heiſchenden Beamten bringen mußte. Ein Konflikt über die Lieferung war zwiſchen ihm und der Regierung viel eher denkbar, als zwiſchen dieſer und dem einflußreichen Chineſen. Und wo war ein nationaler Schutz für ihn im Konfliktsfalle?

Er gab mit zwei Postschiffen via Singapore folgende telegraphische Anfrage an seinen Hamburger Lieferanten auf:

„Könnt Ihr außer laufender Lieferung dreißigtausend Schlangen monatlich verschiffen Beginn baldigst Dauer zwölf Monate bisheriger Preis Zahlung gegen Dokumente eventuell nennet Maximum mehr weniger doppelte Telantwort deutsch via Singapore."

Nach Ablauf von vier Wochen empfing er die Rückantwort:

„Offeriere dreißig tausend monatlich beginnend Ende Maerz Dauer zwoelf Monate bisheriger Preis Bedingung Vorauszahlung einer Monatsrate wegen Barzahlung Altstuecke Arbeitslohn Telantwort."

Nach Eintreffen der zweiten gleichlautenden Depesche offerierte Dorn zunächst das von Whampoa genannte Quantum von zwanzigtausend Stück monatlich mit einem Preisaufschlag und unter der Bedingung der Vorauszahlung je einer Monatsrate. Nach kurzer Bedenkzeit wurde das Anerbieten angenommen. Whampoa fragte nach mehr. Dorn erhöhte nach einer Bedenkzeit das Quantum um zehntausend Stück unter nochmaliger Preiserhöhung. Auch diese Forderung wurde bewilligt. Whampoa fragte nach noch mehr, allein Dorn war an seiner Grenze angelangt und vertröstete auf das Eintreffen der Post. Dann telegraphierte er nach Hamburg und kündigte die Absendung der ersten Monatsrate an.

Es war ein Riesenerfolg. Obendrein kam Dorn in den Besitz von mehr baren Mitteln, denn die Vorauszahlung in Schanghai war jedesmal erheblich größer als diejenige in Hamburg. An der Verladungsweise über Marseille hielt er unverändert fest. Er konnte Lenchen die frohe Botschaft bringen, daß er binnen Jahresfrist seinen ganzen Verlust eingeholt haben werde. Auch seine anderen Geschäfte blieben in steigender Progression. Es waren nur wenige Häuser im Wettbewerb um die dauernd zunehmende Einfuhr, und unter diesen war er der Bevorzugte. Mit Recht, denn er hatte sich die zuverlässigsten und billigsten Bezugsquellen selber geschaffen.

Von Hamburg kamen auch frohe Botschaften, eine an Lenchen von Marie, eine an Ferdinand von Dr. Franz Michaelis, die ihre Verlobung anzeigten. Die vertraulichen Briefe Lenchens mochten wohl dazu beigetragen haben, den Widerstand Mariens gegen die Werbung Franzens zu brechen, und Vater Dorn erlebte noch die Freude, Marie vor Gott mit einem braven Manne vereinigt zu sehen.

Er erlebte auch noch die Nachricht von der Geburt eines Enkelsohnes in Schanghai. Dann schloß er die müden Augen. Franz erbot sich die verwitwete Mutter in sein Haus aufzunehmen, wo sie in liebevoller Pflege ein hohes Alter erreichte. Franz war ja schon lange wie ein Kind im Hause behandelt worden.

Die schwere Stunde war für Lenchen eine sehr schwere gewesen. Zum Glück hatte sich kurz vorher ein deutscher Arzt in Schanghai niedergelassen, dessen Persönlichkeit ihr sympathisch war, und der ihr in der Krisis ihres Lebens unter Aufopferung seiner Nachtruhen beistand. Er konnte am zehnten Tage die Mutter außer Gefahr erklären, empfahl aber zu ihrer Schonung dringend die Annahme einer Amme für das Kind. Lenchen wies die Zumutung entschieden zurück.

„Ich habe ja Nahrung für mein Kind, die soll ihm werden. Pflegen Sie mich nur tüchtig heraus, Herr Doktor, ich will auch alles tun, was Sie verordnen."

Sie streckte Ferdinand ihre Hand entgegen: „Jede arme Mutter darf ihr Kind nähren, und ich sollte das höchste Mutterglück entbehren? Das wirst Du nicht von mir verlangen! Nur keine gelbe Amme!"

Man mußte ihr willfahren. Und es gelang. Der kleine Johannes, wie der Knabe nach dem väterlichen Großvater genannt wurde, gedieh, obwohl er ein zartes Kind blieb.

Als Schwager Reese von der Namengebung erfuhr, bot er sich zum Gevatter an. „Ich heiße auch Johannes. Wenn mal ein preußisches Kriegsschiff in Sicht kommt und Ihr ihn taufen lassen könnt, dann schick' mir nur einen Schnelldampfer, um mich abzuholen, Du Krösus Du!

Ich komme gleich. Der Suezkanal iſt ja offen. Ich will mich auch nicht lumpen laſſen; der Junge ſoll einen goldenen Taufbecher haben.“ —

Hänschen wurde der Mittelpunkt des häuslichen Lebens. Lenchen bedurfte noch lange Zeit großer Schonung und freute ſich, daß ſie dem geſellſchaftlichen Leben fern bleiben durfte, nach welchem ſie kein Verlangen trug. Ferdinand mußte öfter allein daran teilnehmen. Das Skatſpiel war unter den Deutſchen aufgekommen und bot Ferdinand eine willkommene Zerſtreuung. Sie entließ ihn gern zu dem harmloſen Zeitvertreib. „Geh' nur, verlier' nur Dein Geld! Ich habe mein Hänschen, mit dem gewinne ich immer!“

Die Umgebung Schanghais iſt landſchaftlich reizlos, aber Dorn hielt doch ausgeſucht ſchöne engliſche Wagenpferde für Ausfahrten, die ſich freilich meiſt auf den „Bund“, die lange Hafenſtraße Schanghais beſchränkten, At-hi mit dem Kleinen auf dem Vorderſitz. Auch die Morgenritte wurden fortgeſetzt. Sonſt verriet nichts ſeinen wachſenden Reichtum; große Gaſtereien waren nicht nach ſeinem oder Lenchens Geſchmack.

So floſſen einige Jahre ruhig dahin. Hänschen blieb zart, und da fernerer Kinderſegen ausblieb, wachten Vater und Mutter ängſtlich über ſein Wohlbefinden. Er magerte bei jedem Unwohlſein raſch ab, und dann trat ein blaues

Äderchen an der Naſenwurzel merklich zu Tage. Der Arzt beruhigte darüber: das käme öfter vor und würde mit der Zeit verwachſen.

Dorn hatte Markus wiederholt aufgefordert, zu ihm nach Schanghai zu kommen unter verlockenden Anerbietungen. Markus beſaß indeſſen zuviel Selbſtgefühl, um ſich dem jüngeren Freunde zu unterordnen und verblieb lieber in ſeiner guten Stellung. Darauf hatte Dorn ihm Kommandit-Kapital bis zu 10000 Pfund für den Fall einer Etablierung angeboten. Markus hatte ihm herzlich gedankt und ſich vorbehalten, ſpäter darauf zurückzukommen. Dann war unvermutet ein Brief aus San Francisco gekommen, wo Markus auf Empfehlung ſeiner Chefs als junior partner ohne Kapital-Einſchuß in eine bedeutende Firma eingetreten war. Später ſchrieb er, das San Francisco-Haus beabſichtige, eine Filiale nach Yokohama zu legen und er ſolle ſich dort unter Kommandit-Beteiligung des Stammhauſes etablieren. Er könne beſſere Bedingungen erlangen, wenn er ſelbſt einen Einſchuß leiſte und frage deshalb Dorn, ob dieſer noch bereit ſei, ſein früheres Anerbieten aufrecht zu erhalten. Dorn ſagte zu, indem er das Anerbieten ſeinen angewachſenen Mitteln entſprechend auf das Doppelte erhöhte, was dankbar angenommen wurde. Somit rückte der Freund ihm näher, und ein gelegentliches Wiederſehen wurde erleichtert.

Der Lieferungsvertrag über die Schlangenmarke-Gewehre für die Regierung war nicht erweitert und nicht verlängert worden. Die chineſiſchen Behörden mochten Wind von der Umwälzung auf dem Gebiete der Heeresbewaffnung in Europa bekommen haben, genug, ſie temporiſierten, erfüllten aber ihren Vertrag pünktlich bis zum Ablauf desſelben. Whampoa unterrichtete Dorn und dieſer ſeinen Lieferanten rechtzeitig von dem Erlöſchen.

Die kleineren monatlichen Gewehrlieferungen gingen indeſſen ungeſtört weiter. In Woll- und Baumwollwebwaren war der Bedarf fortdauernd im Zunehmen, und ſo ging es mit vielen Erzeugniſſen der europäiſchen Induſtrie. Die Einfuhrziffern Schanghais ſtiegen von Jahr zu Jahr. Die Beteiligung Deutſchlands daran ſtieg außer Verhältnis, beſonders nachdem die Erfolge der Deutſchen über die franzöſiſchen Heere 1870/71 bekannt wurden. Der Jubel in der deutſchen Kolonie kannte keine Grenzen. Immer von neuem ertönte bei den feſtlichen Zuſammenkünften im deutſchen Klub „Die Wacht am Rhein", die mit einem Schlage Nationallied geworden war. Es war Dorn ein Herzensbedürfnis, an den Feſten teilzunehmen, und auch Lenchen trat aus ihrer Zurückhaltung heraus.

Es war eine erhebende Zeit, und ſowohl Ferdinand wie Lenchen konnten ſich der Freude ganz hingeben, denn der Liebling des Hauſes ſchien die angeborene Schwäche zu überwinden. Lenchen pflegte Ferdinand bei

der täglichen Heimkehr am Eingang des Gartens zu erwarten, und ihm den Knaben zum Kuß darzubieten, dann erst bot sie ihm den eigenen rosigen Mund. Das waren glückliche Jahre!

Dorns Vermögen wuchs unter seinen Händen. Seine verfügbaren Mittel gab er zur Hälfte auf Deposito bei der vorzüglich geleiteten Hongkong and Shanghai Banking Corporation, für die andere Hälfte begnügte er sich mit geringerem Zins, indem er dieselbe an seinen Schwager Reese nach Hamburg überwies und dort in pupillarisch sicheren Hauspösten (Hypotheken) anlegen ließ. Er war durch seinen ersten großen Verlust vorsichtig geworden. Dennoch ließ er sich noch einmal verführen zu der Beteiligung an einem großen Plantagenunternehmen auf Sumatra, welches fehlschlug und in der Folge mit einem Verlust von 20000 Pfund abschloß. Abgesehen hiervon konnte er Ende 1872 seinen Vermögensstand auf 80000 Pfund beziffern. Er fühlte das Bedürfnis einer Erholung; auch für Lenchen empfahl der Arzt dringend den Besuch Wiesbadens mit seinen Kochsalzquellen.

Dorn traf seine Vorbereitungen für einen längeren, vielleicht dauernden Aufenthalt in Europa, und bestellte einen der Associés der 1868 verkrachten Firma zu seinem Vertreter mit beschränkter Vollmacht. Dieser hatte noch keine neue Existenz finden können, während

der andere Aſſocié unter Mithülfe ſeiner Freunde in Wladiwoſtock ein neues Handlungshaus begründet hatte.

Die Familie verließ Schanghai im April 1873 auf einem der erſten Poſtdampfer des Norddeutſchen Lloyd unter herzlicher Verabſchiedung von Whampoa und den europäiſchen Freunden, begleitet von At-hi, der treuen Pflegerin des Knaben.

Zwölfter Abschnitt.

Hamburg 1873—74.

„Wen die Götter lieb haben,
den nehmen sie frühe zu sich.“

Selbſt im Tode
ſind die Menſchen einander nicht gleich.

Die Ueberfahrt in der Staatskabine des ſchönen deutſchen Schiffes während der beſten Jahreszeit trug viel zur Wiederbelebung der Spannkraft Ferdinands und zur Kräftigung von Frau und Kind bei. Der melodiſche Weckruf am morgen, die muſikaliſchen Vorträge der Schiffskapelle nach dem Frühſtück und während der Tiſchzeit boten angenehme Abwechſelung im Vergleich zu der engliſchen Eintönigkeit. Sie paſſierten den Suezkanal mit Verzögerung durch Sandrutſchungen bei glühender Hitze und atmeten freier, als das offene Mittelmeer mit ſeinen blauen Fluten ſie umgab.

In Antwerpen hatte Dorn Zeit ſeine durch ihn vielbeſchäftigten Spediteure zu beſuchen. Er verſäumte auch nicht, die Meiſterwerke Quentin Meſſeys und die Erinnerungszeichen an deſſen tragiſches Ende zu beſichtigen, indem er des Schickſals Janneckers gedachte.

Dann nahmen die gelblichen Fluten der Nordſee das Schiff auf und trugen es an die heimiſchen Geſtade. In Hamburg war eine große Veränderung eingetreten. Das elterliche Haus Ferdinand's war aufgelöſt. Ferdinand

empfand tiefschmerzlich das Fehlen des gemeinsamen Mittelpunktes, ohne welchen er sich die Heimat bis dahin niemals vorgestellt hatte. Lenchen hatte die gleiche Empfindung, denn nach dem Tode ihrer eigenen Mutter war das väterliche Haus Ferdinand's ihr zur zweiten Heimat geworden. Zwar lebte Mutter Dorn in der liebevollsten Pflege bei Franz und Marien, allein sie war aus dem Mittelpunkte der gewohnten Häuslichkeit ausgeschieden. Es war ein schmerzliches Wiedersehen. Nie konnte Ferdinand den Verlust ganz überwinden; er fühlte sich gealtert.

Indessen mußte er sich losreißen und den Gebrauch der Wiesbadener Quellen beschleunigen, wie es der Arzt in Schanghai für Lenchen dringend empfohlen hatte. Der feinfühlende Mann hatte mehr das Wohl des Kindes dabei im Auge gehabt, allein jede Beunruhigung der Eltern vermeiden wollen. Sie fuhren über Köln den Rhein hinauf, stiegen in Wiesbaden in der Rose ab und erfreuten sich an den trefflichen Konzerten im Kurgarten, sowie an dem erfrischenden Waldschatten auf Spaziergängen und bei Ausfahrten.

Nach Hamburg zurückgekehrt, mieteten sie ein zufällig freistehendes Haus mit vollständiger Einrichtung an der schönen Aussicht, wurden aber durch die Sommerhitze bald an die See getrieben, wo sie zuerst auf Helgoland, dann in Norderney Quartier nahmen. Dorn lud die ganze Familie nach Helgoland ein, aber Reese lehnte ab. „Helgoland ist

nichts für Kinder. Da gehe ich im September allein hin. Das sind die kräftigsten Bäder und abends habe ich meine Partie l'hombre." Aber Franz nahm für die Ferien gern an und Lenchen und Marie erneuerten die Jugendfreundschaft auf Norderney als glückliche Frauen. Die Großmutter Dorn blieb zur Pflege von Mariens Kinde zurück. Sie konnte die Angst vor der See nicht überwinden. Aber sie ließ es sich in dem Hause auf der Uhlenhorst mit dem schönen Garten und dem herrlichen Ausblick auf die Türme Hamburgs wohl sein. Das einzige Töchterchen Mariens hatte bei der Geburt merkwürdigerweise das Köpfchen auch schief auf den Schultern gehabt. Es war aber der vorgeschrittenen ärztlichen Kunst mittels einer einfachen Operation leicht gelungen, den Fehler zu beseitigen. Nun verhätschelte die Großmutter das Kind im Gedenken an überstandenes Leid und an gegenwärtiges Glück.

Ferdinand etablierte in der Folge am Rathausmarkt in sonniger Lage ein geräumiges Kontor. Er hatte das Bedürfnis für viel Licht und viel Raum und fürchtete die trüben November- und Dezembertage. Er stellte einen tüchtigen Buchhalter an und einen fähigen Korrespondenten, der auch stenographieren konnte. Beide hatten gute Tage bei ihm, denn er sah gern zufriedene Gesichter um sich und erinnerte sich stets seiner Freude an dem Geschenk seines Lehrherrn vor der Abreise nach London, das ihm den Kauf eines Stellvertreters ermöglicht hatte.

Der Ruf seines Reichtums veranlaßte natürlich, daß ihm vielerlei Geschäfte angetragen wurden. Man rechnete noch nach Mark Banco, und eine solide Million wog damals noch viel schwerer als heutzutage, wenngleich der französische Milliardensegen gerade zur Zeit von Ferdinands Rückkehr aller Welt die Köpfe verdrehte. Es wurden ihm Geschäfte nach den Vereinigten Staaten, nach Mexiko, Westindien, Brasilien und Argentinien angeboten. Allein Dorn ließ sich nicht auf unbekannte Gebiete verlocken, sondern beschränkte sich auf den Ausbau seiner chinesischen Verbindungen. Auf diesem Felde hatte er durch seine Kenntnis der Bedürfnisse einen Vorsprung vor allen anderen Mitbewerbern, und er wußte, daß es noch sehr viel Raum zur Erweiterung darbot. Auch machte das dort übliche System der Barzahlung die Geschäfte für den Eingeweihten weit weniger riskant. Der Strom der Mäkler und Agenten verlief sich, sobald sie merkten, daß ihre Mühe vergeblich sei, und es trat Ruhe in den Geschäftsräumen ein.

Über die kurzen Tage halfen ihm seine vielen Privatbesorgungen zu Weihnachten hinweg, denn er bereitete für die ganze Familie eine große Bescherung vor, wobei ihm Lenchen treulich half. Feinfühlend überließ er den einzelnen Familien den heiligen Abend und feierte diesen selbst mit Lenchen in stiller Beglückung ihres Lieblings bei einem kleinen Bäumchen. Lenchen fand unter ihren

Geſchenken wieder eine Nachbildung des Sternbildes der Krone, diesmal als Diadem in Brillanten. Am erſten Feiertage brannte ein großer Baum im Saal, und der Jubel wurde laut bei dem ſchönen Familienfeſte. Die Mutter, Regine, Marie, Hans Reeſe und Franz Michaelis ſowie die Kinder wurden aus den mitgebrachten chineſiſchen Koſtbarkeiten und aus heimiſchen Erzeugniſſen reich beſchenkt, und auch für Lenchen und Hänschen hatte Ferdinand noch beſondere Ueberraſchungen.

Januar und Februar brachten helles Froſtwetter, und Ferdinand erfreute ſich täglich an dem erfriſchenden Spaziergang an der Alſter entlang zur Stadt. Er trat wieder in die Turnerſchaft ein, welche nach dem franzöſiſchen Kriege voll und ganz in ihrer Bedeutung für die Ausbildung der Jugend zur Geltung gekommen war. Aber der alte treue Stamm war geblieben, und Dorn begrüßte die alten Freunde. Auch am Frühſtückstiſch ward er mit Ehren wieder aufgenommen. Der frühere Lehrherr verkehrte mit ihm ganz auf gleichem Fuße wie mit einem alten Freunde.

Ende März rüſtetete die Familie zum Wiedergebrauch der Wiesbadener Quellen, und ſie genoß im geſegneten Rheinland den frühzeitigen Anbruch des wonnigen Frühlings. Der ſchmetternde Jubelſchlag der Finken lockte ſie in den Morgenſtunden in die tauige Waldfriſche. Am Abend erfreute der ſchmelzende Ruf der Nachtigall das lauſchende Ohr im lieblichen Nerotal. Nach Hamburg

zurückgekehrt, erneuerten sich diese langentbehrten Genüsse des langdauernden nordischen Frühlings. Die Johannisnacht beging man zu Ehren des Sohnes mit einem Gartenfest, bei welchem ein farbenprächtiges Feuerwerk im chinesischen Stil den Abschluß bildete. Zu den Sternen erhoben sich die leuchtenden Raketenbüschel, um auf dem Spiegel der Alster zu verlöschen.

Mit der einbrechenden Julihitze trafen sie Vorbereitungen für einen längeren Aufenthalt auf Norderney. Da bekam Hänschen an einem heißen Tage Nasbluten. Das war schon öfter vorgekommen, und man legte der Sache anfänglich keine Bedeutung bei; als es länger andauerte, schickte man zum Arzt. Allein die angeordneten Gegenmittel schlugen nicht an: der große Blutverlust brachte das arme kleine Herz zum Stillstand.

Der Schmerz der Eltern fand nur Tränen, keine Worte. Gramerfüllt betteten sie ihr Liebstes in die kühle Erde an der Seite des Großvaters.

Acht Tage später erlitt der Vater einen akuten Anfall der Bright'schen Nierenkrankheit. Das gefährliche Uebel trat ganz unvermutet auf. Die ärztliche Kunst war machtlos, denn unter dem Einfluß des tiefen seelischen Leides verfielen die Kräfte zusehends. Er starb in der Fülle irdischer Glücksgüter, an deren Erwerb nicht der geringste Makel haftete. Mit offener Hand hatte er Bedürftigen mitgeteilt, Freunde gefördert, und angefangen,

ſich dem Ehrendienſte der Vaterſtadt zu widmen. Er wurde in weiten Kreiſen betrauert und in ſeiner Treufeſtigkeit ſchmerzlich vermißt. Erſchüttert ſtand die Familie an ſeinem Grabe. Ein gütiges Geſchick hatte die Sinne der liebenden Gattin zeitweilig umnachtet.

Nach der kurzen Spanne irdiſchen Glückes bettete man den verdienten Sohn der deutſchen Erde an die Seite ſeines Lieblings, — Staub zum Staube.

Leicht ſei ihm die Erde.

Nachschrift.

Das in den vorstehenden Blättern geschilderte Menschenlos hat in seiner Tragik und in seiner kometenhaften Erscheinung stets die Erinnerung an den groß veranlagten Turnfreund im Geiste des Verfassers wach gehalten und ihn gelegentlich einer unfreiwilligen Muße bewegt, das Lebensbild Ferdinand Dorn's aufzuzeichnen. Selbst in der Verklärung, welche das Andenken hervorragender Charaktere schon nach Verlauf weniger Jahrzehnte erfährt, werden die überlebenden Freunde des Verblichenen seinen wahren Namen unschwer erraten, der aus Rücksicht auf die noch lebenden nächsten Anverwandten hier leicht verändert erscheint.

Die Nebenfiguren der Erzählung sind ebenfalls nach dem Leben gezeichnet, soweit sie der kaukasischen Rasse angehören. Nur in dem Charakter Janneckers hat der Verfasser sich erlaubt, zwei Schicksale mit einander zu verflechten. Die breiten Schilderungen der Zustände in der Vaterstadt mögen seiner Liebe für die engere Heimat zu gute gehalten werden. Doch glaubte der Verfasser, daß das frühere Leben und Treiben in der freien und Hansestadt auch in weiteren Kreisen Interesse erregen dürfte.

Die asiatischen Individuen, Volksstämme und örtlichen Verhältnisse sind nach mündlichen Überlieferungen und nach Studien beschrieben. Der Charakter Whampoa's

beruht auf tatsächlichen Grundlagen. Als Studienquellen sind zu nennen: Exner: China. Leipzig 1889. — Der mit liebevoller Pietät herausgegebene Nachlaß des 1875 ermordeten englischen Konsularbeamten Margary, London 1876. — Collingwood, Rambles of a Naturalist, London 1868. — Letzteres Werk insbesondere inbezug auf die Pflanzen und Tierwelt Singapores. Frühere Quellen außer Marco Polo standen leider nicht zu Gebote.

Das Studium der wirtschaftlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Chinas ist höchst anregend. Das Werk des vielseitigen Exner bietet interessante Aufschlüsse über dies merkwürdige Land. Die Beschränkung des Erbadels auf wenige Familien aus der Zeit der Mandschu-Invasion beweist, daß das Volk sich gegen diese Institution völlig ablehnend verhalten hat. Das System der Verleihung hoher und höchster Würden auch an Niedriggeborene je nach dem Grade der Auszeichnung, mit welchem möglichst unparteiisch gehandhabte Prüfungen bestanden werden, ist sehr bemerkenswert. Die gleichzeitig erfolgende Erhebung der Person des Prüflings und seiner Ahnen, nicht aber seiner Nachkommen, in den Adelstand, sowie der religiöse Ahnenkultus auf Grund der buddhistischen Lehre gibt viel zu denken bei einem Volke von etwa 400 Millionen, das seine Existenz durch 4700 Jahre urkundlich nachweisen kann. Das Studium fordert zu Vergleichen heraus, welche nicht immer zu Gunsten Europas ausfallen.

Es sind noch kaum fünfzig Jahre verflossen, seitdem Dorn das Elternhaus verließ. Er ist heute keine vereinzelte Erscheinung mehr in der deutschen Handelswelt. Viele sind nach ihm hinausgezogen als Apostel der richtigen Grundsätze in Handel und Industrie und mit den Früchten ihrer Intelligenz ins Vaterland zurückgekehrt. In stetiger Progression ist hier der Wohlstand aller Klassen gewachsen: für die arbeitenden Schichten sind bessere Löhne und die Altersversorgung möglich geworden. Es ist eine nationale Aufgabe, in dieser Richtung weiter zu arbeiten durch Förderung des deutschen Ausfuhrhandels und der deutschen Industrie. Sie müssen die Mittel schaffen, um unsere wachsende Volkszahl mit Brotkorn und Fleisch zu versorgen. Denn das Areal unseres Vaterlandes ist beschränkt und nicht mehr im stande, die Bevölkerung zu nähren, selbst wenn die Teilung des Großgrundbesitzes fortschreiten sollte. Unsere Kolonien können uns nur Genußmittel wie Kaffee, Kakao und Gewürze, auch Textilstoffe, Ölfrüchte und Erze liefern, nicht aber Korn und Fleisch. In der Beschaffung dieser Nahrungsmittel werden wir materiell unterstützt durch unseren Ausfuhrhandel, der billige Rückfrachten ermöglicht, intellektuell durch den internationalen Austausch der wissenschaftlichen Fortschritte. Beide Richtungen werden geschirmt durch das machtvolle Zepter unseres Kaisers, dessen Tatkraft und Friedensliebe die Welt in Staunen setzt.

Unter der Feder sind die Gestalten der großen Männer vor dem Geiste des Verfassers lebendig geworden, welche während der kurzen Lebensdauer Dorns an dem Werke der Einigung Deutschlands gearbeitet haben. Nicht allein diejenigen der Heroen, welchen die Erreichung des Zieles schließlich vergönnt war, nein, auch diejenigen, welche schon früher ihre besten Kräfte dafür eingesetzt haben, wenngleich sie vergebens hofften, die Vollendung zu schauen. Sie haben den Grund bereitet, auf welchem ein Bismarck mit Meisterhand seinen stolzen Bau aufführen konnte. Setze jeder Deutsche in ernster Arbeit seine Kräfte daran, damit uns die Errungenschaften unserer großen Zeit erhalten bleiben. Wer noch aus den Berichten der eigenen Eltern die von ihnen selbst erlebten Schreckniſſe des französischen Joches 1806 bis 1813 und die Zertrümmerung der Familie mit Ingrimm hat schildern hören, wer noch mit dem Jubel aus geliebtem Munde über die Befreiung von der Fremdherrschaft auferzogen worden ist, dem kommt gewiß aus tiefster Seele die Freude über die Einigung des Vaterlandes und die Mahnung an die Jugend: halte fest!

Der Verfasser bedauert, daß nicht nach den Wünschen unseres weitschauenden Heldenkaisers Wilhelm I. der Tag der Kaiserproklamation in Versailles als ein nationaler Gedenk- und Feiertag gesetzlich festgelegt worden ist.

Das Wirken Dorn's ist von weittragender Bedeutung für die Anknüpfung und Ausbreitung der deutschen Handelsbeziehungen in Ostasien geworden. Die Deutschen dort sprechen noch heute mit Bewunderung von seinen Fähigkeiten und Erfolgen als Pionier. Unter den Chinesen lebt sein Name als gleichbedeutend mit „deutsch" fort. Bei diesem Handelsvolke hat sich ein Sagenkreis um seine Persönlichkeit gewoben. Das von ihm begründete Handlungshaus blüht noch heute in Schanghai. Es hat inzwischen dreimal die Inhaber gewechselt, welche auf den bestehenden guten Grundlagen weiter gebaut haben.

Nach der Niederschrift dieser Blätter ist dem Verfasser ein eigentümliches Vorkommnis bekannt geworden aus dem Munde einer Dame, welche als Gattin eines der Nachfolger Dorn's längere Zeit in Schanghai gelebt hat. Der Dorn'sche Bungalow diente zeitweilig einer französischen Bank als Geschäftshaus. Wieder in die Hände der Firma gelangt, wollte der Besitzer ein vermauertes Gewölbe zu einem Raum für Warenproben umgestalten. Beim Öffnen des Gewölbes fand man darin vermauert eine riesige Schlange, die dort auf rätselhafte Weise ihr Dasein gefristet hatte. In abergläubischer Scheu vor dem Glückssymbol der Chinesen wollte keiner der eingeborenen Arbeiter das Tier töten. Der

herbeigerufene Hausherr respektierte den Volksaberglauben und ließ das Gewölbe wieder schließen. Die Kunde von dem Vorfall verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Chinesen — jeder wollte ein Gewehr mit der Schlangenmarke haben. Möge die Schlange dem Hause ferner Glück bringen.

Ende.

YB 67244

M177009

HF
3568
E2R5

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY